

DIE WELTWOCHEN



Jahrhundert-Sommer

Europa, Gipfeltreffen, Fussball-EM: Die Schweiz findet zu sich selbst zurück.
Roger Köppel, Peter Hartmann, Rod Liddle, Sepp Blatter

Orbán im Regenbogen

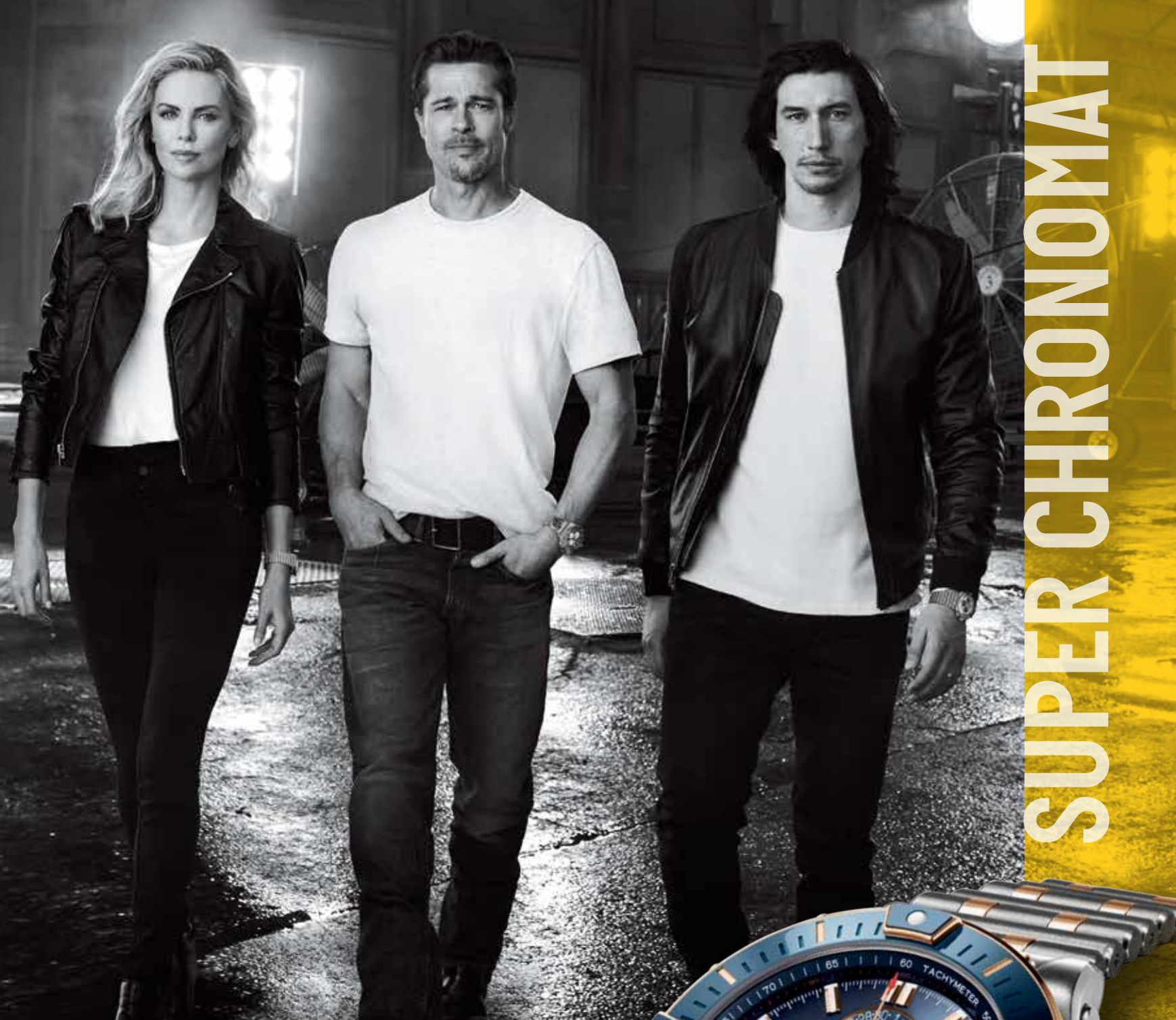
Der unverstandene Ministerpräsident. *Kurt W. Zimmermann*

«Ich brauche einen richtigen Mann»

Aleksandra Popovic, 19, träumt von einem Leben als Topmodel.
Roman Zeller

Alfred Eschers «Thronreden»
Christoph Mörgele über die
Aktualität des grossen
Freisinnigen

4 194707 006904 26



SUPER CHRONOMAT



BREITLING

1884

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH



Schweizer Jahrhundertssommer

Was für ein Sommer: Im Mai beerdigt der Bundesrat den institutionellen EU-Kolonialvertrag. Kurz darauf treffen sich Russlands Präsident Putin und US-Machthaber Joe Biden zum Gipfeltreffen im prächtig strahlenden Genf. Dann zerschellt das Pariser Klimaabkommen in Gestalt des CO₂-Gesetzes überraschend am Hartbeton der direkten Demokratie. Und jetzt, noch verrückter, eigentlich der nackte Wahnsinn, werfen die Schweizer Fussballer Weltmeister Frankreich nach einem epischen Penalty-Thriller aus dem EM-Turnier.

Der Exploit von Bukarest erinnert an jenen unfassbaren Eishockey-Abend an den Olympischen Spielen von Lake Placid 1980, als eine amerikanische Studententruppe den als unzerstörbar geltenden Flugzeugträger des Kufensports versenkte, die Sowjetunion. Die französische Milliardencrew, die am Montag gegen die Schweiz aufrief, scheiterte nach einer 3:1-Führung (!) bis kurz vor Schluss im Elfmeterschiessen an der eigenen Überheblichkeit und an einem formidablen Gegner.

Das Wunder dieses Teams war sein unbezwingbarer, geradezu unschweizerischer Siegeswille. Schweizer Sportler gelten als begabt, etwas selbstzufrieden, talentierte Verlierer, nahe dran, aber selten am Ziel, Ausnahmen wie Federer oder ein paar Skifahrer bestätigen die Regel, vor allem Weltmeister darin, den eigenen Misserfolg sprachlich gepflegt in den natürlichen Lauf des Schicksals einzubetten. Etwas schräg in der Landschaft stand zwar dieses Schweizer Fussball-Kollektiv der Hochbegabten und der Doppeladler immer, launische Wundertüte, flatterhaft, Supermacht im Konjunktiv, aber im entscheidenden Moment eben oft auch neben den Schuhen.

Diesmal war alles anders. Die Schweizer starteten stark, mutig, gingen sogar in Führung, drängten die Franzosen mit ausgefuchstem Rasenschach zurück. Nach dem frechen Führungstreffer von Seferovic hätte Rodríguez mit einem Penalty die Sache vorentscheiden können, doch dem Verteidiger versagten, typisch schweizerisch, obwohl er ursprünglich Spanier ist, ein Fall von Überanpassung, die Nerven. Die vertane Chance wurde zum Knock-out-Schlag ans eigene Kinn. Die Schweizer schwankten, taumelten, schmolzen dahin, die

Franzosen trumpten auf. Innert weniger Minuten hiess es 2:1, dann zirkelte Pogba den Ball mit dem Zauberstab ins Lattenkreuz zum 3:1 und tanzte. Der Match schien gelaufen.

Generationen von Sportpsychologen werden erforschen, was dann geschah. Vielleicht war es Pogbas Hüftschwung, der den Niedergang auslöste, ein Hauch von napoleonischer Hybris umwehte plötzlich dieses technisch überbegabte Filigran-Ensemble. Gleichzeitig krallten sich die Schweizer auf den Fingernägeln in die Partie zurück, Grashalm für Grashalm, Zentimeter für Zentimeter, ungeahnte Kraftreserven hebend, jeder für jeden, alle miteinander, und plötzlich zündete der innere Lamborghini wieder. Unter dem sensationellen Regisseur Granit «Ihr könnt mich mal» Xhaka schafften die brandgefährliche Luftwaffe Seferovic und Offside-Spezialist Gavranovic den Ausgleich buchstäblich in letzter Minute, Triumph des Testosterons über die Spielkunst der Franzosen.

Bis zum letzten Montag waren die Schweizer inoffizieller Weltmarktführer im Verlieren von Penaltyschiessen. An der WM 2006 in Deutschland verfehlten sie im Achtelfinal gegen eine

schwache Ukraine niederschmetternde drei Mal. Dass es jetzt gegen den Weltmeister zum makellosen Erfolg reichte, Stahlerven bis zur letzten Sekunde, wirft die Frage auf, was Coach Vladimir Petkovic, eher Melancholiker als Charismatiker, offenbar Meisterpsychologe, im Seelengetriebe seiner Mannschaft änderte. Wir wissen es nicht, aber es muss etwas mit den mysteriösen balkanischen Herkunftsenergien der Spieler und ihres Trainers zu tun haben. Es ist mir bewusst, dass man mit solchen Formulierungen heute im Gefängnis landen kann, aber im Wettkampf des Lebens bedeutet die charakterliche Ursprungsprägung viel.

Der Abend von Bukarest machte es deutlich: In diesem Team schlummern Kräfte, die durch herkömmliche Stimulanzien wie das gemeinsame Absingen einer Nationalhymne nicht entfesselt werden. Diese Spieler reagieren auf andere Antriebe, zum Beispiel auf Kritik, die sie durch ihre Extravaganzen selber heraufbeschwören. Aber eines ist sicher: Mit seinem Teufelsritt gegen Frankreich hat sich dieser oft kritisierte multikulturelle Zweckverbund, Schwerpunkt Ex-Jugoslawien, am Montag unwiderruflich einen Platz in den Herzen unserer Nation und in der Ruhmeshalle unseres Sports erobert. Fast scheint es, als hätten sich Xhaka, Akanji und Co. absichtlich ins Abseits frisieren lassen, um dann, mit kanariengelben Haaren, die negativen Medienschwingungen umzulenken in eine schöpferische Trotzreaktion.

Die Schweiz findet zu sich selbst zurück. In der Europapolitik. Als Bühne internationaler Spitzentreffen auf neutralem Boden. Im urdemokratischen Kampf gegen die grünen Klima-Zumutungen. Die Schweiz ist eben anders. Nicht das Blut und die Gene machen es aus. Es sind die Institutionen der Freiheit und die gemeinsamen Erfahrungen und Erfolge. Die Schweiz ist zugleich das nationalste und das internationalste Land der Welt. Seit letztem Montag ist sie auch, für den Moment, eine Grossmacht auf dem Fussballrasen.

Es kann kein Zufall sein: Die sklerotischen EU-Staaten Frankreich und Deutschland sind an der EM draussen. Die Brexit-Engländer und die schwererziehbaren Schweizer sind weiter. Europa blüht, auch und gerade ausserhalb der Europäischen Union. R. K.

Hip, Hip, hurra!

Hüftchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie



Schweizer Fussball, Aufregung um Viktor Orbán, Aleksandra Popovics Träume, Kernkraft, Escher

Die Schweizer Fussball-Nationalmannschaft schlägt Weltmeister Frankreich und steht erstmals seit 1954 im Viertelfinal eines grossen Turniers. Ex-Fifa-Präsident Sepp Blatter nennt den Sieg in seinem Tagebuch «heroisch». Der Grandseigneur des Schweizer Fussball-Journalismus, der langjährige *Weltwoche*-Autor Peter Hartmann, spricht von einer «Versöhnung» zwischen Mannschaft und Nation. Der britische Kult-Kolumnist Rod Liddle versucht sich zu erinnern, wann er zuletzt eine solche Freude verspürte wie über den Auftritt der Schweizer und das Ausscheiden der Franzosen. «Vermutlich käme die Geburt meiner Tochter dem ziemlich nahe – ach ja, und die Brexit-Abstimmung 2016 mit unserer Entscheidung, aus der Europäischen Union auszutreten.» **Seiten 8, 14, 24**



Auf zum Durchbruch: Model Popovic.

Unser Medienkolumnist Kurt W. Zimmermann hat sich vor zwei Jahren ein Haus in Budapest gekauft, auf einem Hügel im Stadtteil Rókahegy. Von dort oben kann er auf die lokalen Donau-Auen hinunterblicken. Und ähnlich offen ist auch der Blick auf die Niederungen der ungarischen Politik mit deren Dompteur Viktor Orbán. Zimmermann beschreibt in dieser Nummer, wie es Orbán wieder einmal gelungen ist, mit einem vergleichsweise harmlosen Gesetz über Homosexualität die halbe Welt gänzlich in Aufregung zu versetzen. Bei Orbán, so die Analyse, geht es nie nur um ein Gesetz. Bei ihm geht es stets ums Ganze. **Seite 18**

Aleksandra Popovic träumt von der grossen Modelkarriere. Mit vierzehn Jahren an einem Strand in Kroatien entdeckt, rennt die heute neunzehnjährige Zürcherin in Mailand von Casting zu Casting. Dort stellt sich die 1,75 m grosse Schönheit knallharten Jurys und unflätigen Fotografen. Als eines der Gesichter der Mailänder «Fashion Week» spielt Popovic mit dem Gedanken, sich für «Switzerland's next Topmodel» anzumelden. Im Gespräch mit unserem Reporter Roman Zeller schildert sie, was sie für ihren Durchbruch alles tut. **Seite 72**

Bis ins Jahr 2050 will der Bundesrat die fossilen Brennstoffe, die heute drei Viertel des Gesamtenergiebedarfs decken, durch Elektrizität ersetzen; und zugleich sollen die AKW ersatzlos verschrottet werden, die rund einen Drittel unseres Stroms liefern. «Das ist etwa so, als wollte man mit der Halbierung der Arbeitszeit eine Verdoppelung des Lohns bewirken», spottet der renommierte Physiker und Buchautor Simon Aegerter. Für ihn steht ausser Zweifel: Die nukleare Entwicklung geht nicht dem Ende entgegen, sie steht erst in ihren Anfängen. In dieser Ausgabe beschreibt Aegerter die sechs aussichtsreichsten Nukleartechnologien, die zum Teil bereits weit über das Stadium des Versuchs hinaus gediehen sind und unsere Energieversorgung in mittelbarer Zukunft bestimmen dürften. **Seite 42**

Der Historiker Joseph Jung, umfassender Kenner von Alfred Escher (1819–1882), gibt dieser Tage 32 Reden des politischen und wirtschaftlichen Titanen der Schweiz im 19. Jahrhundert heraus. «Thronreden» nannten seine Gegner diese präsidentialen Ansprachen zwischen 1848 und 1868 aus dem Nationalratssaal und dem Zürcher Rathaus. Der unbestrittene liberale Mehrheitsführer während der ersten zwei Jahrzehnte des schweizerischen Bundesstaats äusserte Ansichten über Aussenpolitik, Neutralität, Föderalismus, Infrastrukturen und Bildung, die noch heute durch ihre Aktualität überraschen. **Seite 52**

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schonnt Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Das Wunder von Bukarest: Seite 14



Im Kreuzfeuer: Victor Orbán. Seite 18



Sündenfall: Sängerin Eilish. Seite 28

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 6 Eilmeldung
Das Ende von Alt-Israel
- 7 Peter Rothenbühler
Liebe Barbara Lüthi
- 8 Tagebuch Sepp Blatter
- 10 Bern Bundeshaus
Im Bett mit den Verlierern
- 13 Blick in die Zeit
- 14 Die Versöhnung Wie die Schweizer
Fussballspieler ihr Land wiederfanden
- 16 Mörgeli Europa und die Afrophobie
- 16 Personenkontrolle
- 17 Peter Bodenmann
Krankenkassen nix nutz
- 18 Der unverstandene Herr Orban
Was Ungarns Premier antreibt
- 20 Ron DeSantis tritt aus Trumps Schatten
Neuer Star der Republikaner
- 21 Radio linksausen
Die «digital first»-Strategie von SRF
- 22 Netzwerk des Terrors Dschihadisten
schlagen vermehrt wieder in Europa zu
- 24 Heroische Mannschaftsleistung
Der Schweizer Fussballtriumph
- 25 Migration
Urlaub mit Bergsicht
- 26 Scheinheilige von Bern
Mitte-Politiker und die «Ehe für alle»
- 28 Billie Eilish
Die Sängerin kriecht zu Kreuze
- 29 Kurt W. Zimmermann
Grüne Beziehungsdelikte

- 30 Wenn die Gender-Theorie tödlich wird
Der Fall von David Reimer
- 32 Magie der blauen Banane
Warum ist die Schweiz ein reiches Land?
- 33 «Wir übergeben dem Feuer ...»
Die Transbewegung wird radikaler
- 34 Streit um Schuld
Polens Rolle beim Holocaust
- 36 Europa
Putins Realpolitik in der Ukraine
- 37 Ende des Frauensports Olympische
Spiele mit Transgender-Athletin
- 38 Der Regenbogenmensch
Neues Symbol der Gutmenschen
- 40 Inside Washington
- 40 Femizid in Würzburg Der muslimische
Terrorist aus Somalia tötete nur Frauen
- 41 Störfaktor Demokratie Linke und Grüne
ignorieren Volksentscheide
- 42 Netto null mit Kernenergie
Die saubere Wende
- 44 Montreal Wo Hockeyspieler Götter sind
- 45 Tod im Morgengrauen
Palästinenserpräsident Machmud Abbas
- 47 Henryk M. Broder
Und immer nur gestörte Einzeltäter
- 48 Leserbrief
- 49 Nachruf John McAfee
- 50 Beat Gygi
Bundesrat Maurer kann nein sagen

LITERATUR UND KUNST

- 51 Ikone der Woche
- 52 Ob auch alles um uns wanke
Alfred Eschers «Thronreden»
- 54 Bücher der Woche
- 57 Die Sprache Des Nachts
- 58 Entertainment von rechts
Ben Shapiros *The Daily Wire*
- 60 Film «The Father»
- 61 Klassik Milos
- 62 Fotografie Nachruf auf Arnold Odermatt
- 62 Ausstellung 70 Jahre Berliner Festspiele
- 63 Jazz George Russell

LEBEN HEUTE

- 64 Wunderbare Welt
- 64 Unten durch
- 65 Fast verliebt
- 66 Sehnsuchtsorte
- 67 Lebensläufe
- 67 Thiel
- 68 Essen
- 68 Wein
- 69 Auto
- 69 Objekt der Woche
- 70 Zeitzeichen
- 70 Dr. M.
- 72 Video-Call mit ... Kevin Pietersen
- 72 Aleksandra Popovic, Model
«Mein Charakter ist meine Stärke»
- 74 Tamara Wernli
Bitte ja keinen neuen Sex!

Das Ende von Alt-Israel

Die von Premier Naftali Bennett und Aussenminister Jair Lapid orchestrierte neue Regierungskoalition repräsentiert vor allem die euro-amerikanischen Juden des Landes.

Michael Wolffsohn

Israels neue, äusserst heterogene Regierung ist das letzte Hurra der altzionistischen und frühisraelischen Aristokratie. Deren Ende bezieht sich weniger auf die Ideologie von Regierung und Gesellschaft, denn weit mehr als die Hälfte der jüdischen Gesellschaft und der Parteien positioniert sich selbst rechts. Alt-Israel's Ende bezieht sich besonders auf vier Faktoren: Demografie, Soziologie, Ökonomie und «Theologie».

Jenseits des allbekannten Anti-Netanjahu-Bindemittels repräsentiert die neue, von Premier Naftali Bennett und Aussenminister Jair Lapid orchestrierte Koalition Israels vor allem die Aschkenasen, sprich: die euro-amerikanischen Juden des Landes. Ergänzt werden sie um einige wenige Quoten-Repräsentanten der sephardischen, sprich: orientaliststämmigen Juden.

Rache der Sepharden

Nicht nur bei den letzten Parlamentswahlen, sondern seit Jahrzehnten wählen die Sepharden keine der jetzt neuerdings koalierenden Parteien oder deren Vorgänger. Ihre grosse Mehrheit wählt nahezu unerschütterlich den Likud oder dessen Vorläufer Cherut und Gahal, teils auch Nationalreligiöse sowie noch mehr die seit den 1980er Jahren existierende orientalistisch-orthodoxe Schas-Partei. Das hat viel mit dem herablassenden, dünkelfhaften und patriarchalischen Umgang zu tun, den die dominanten, «aristokratisch»-aschkenasischen, vor allem osteuropäisch geprägten Parteien – Sozialdemokraten, Sozialisten und Linksliberale – gegenüber den orientalistisch-jüdischen Neueinwanderern und deren Nachfahren pflegten.

Die Sepharden rächten sich bei Wahlen, indem sie seit den 1950er Jahren weitgehend ununterbrochen den diversen Linken und Linksliberalen jegliche Gefolgschaft verweigerten. Woher aber die Anziehungskraft des ebenfalls osteuropäisch geprägten Likud oder der diversen Religiösen? Weil hier gewollter und von den Sepharden gefühlter sowie gewürdigter Einsatz vorhanden war. Taktik war auch im Spiel, doch als vom politischen Establishment lange geächtete Partei war Cherut/Gahal/Likud

die Anti-Establishment-Partei schlechthin. Jenseits und gegen das traditionell aschkenasische Establishment blieben die Sepharden, die bis heute von den Aschkenasen – durchaus verachtungsvoll – als «zweites Israel» betrachtet werden. Das politische und das gesellschaftliche Anti-Establishment fanden zusammen:

Es gelang Netanjahu und den Seinen, bis heute das Anti-Establishment-Image zu bewahren.

Likud, Nationalreligiöse, Schas und Sepharden. Längst und erst recht unter dem «Ewigen Premier» Netanjahu sind auch sie Establishment, aber es gelang «Bibi» und den Seinen, bis heute das Anti-Establishment-Image zu bewahren. Ihr Tenor: «Denen zeigen wir's.» Mit «denen» war Israels aschkenasische Alt-Aristokratie gemeint, samt ihren Gepflogenheiten, Rechtsvorstellungen, Regeln und Regularien.

Auch das: Stets war der Likud darauf bedacht, Religiöse nicht vor den Kopf zu stossen. «Jüdischkeit» entspricht seit je den Wünschen der Sepharden, die in der Regel weitaus religiöser als die Aschkenasen sind. Auch unter diesen gab und gibt es religiöse Traditionalisten und Orthodoxe, doch wenn religiös, fühlen sie sich von jeher mehr dem religionsfreund-

lichen Likud verbunden. Die antireligiöse Polemik von Lapid («Zukunft») oder von Finanzminister Avigdor Lieberman's russischjüdischer Partei wird diese Wähler heute gewiss nicht erreichen und morgen noch weniger, zumal die Religiösen, Sepharden ebenso wie Aschkenasen, noch geburtenfreudiger sind als die übrigen Juden Israels. Dass Premier Bennett eine gehäkelte Kippa trägt, quasi das Parteiabzeichen der Nationalreligiösen, relativiert jene These nicht, denn seine Minipartei (6 Mandate von 120) ist weder nationalreligiös noch gar orthodox.

Apartheid? Dummes Geschwätz

Auch der Likud ist aschkenasisch geprägt, aber er hofiert die Sepharden und setzt sich, Wohltaten verteilend, für sie glaubwürdig ein. Nicht zu vergessen: Ohne den für die neue Koalition inzwischen «unberührbaren» Netanjahu stehen fast alle zionistischen Parteien der neuen Regierung ideologisch dem Likud erheblich näher als den kleinen linken und linksliberalen Gruppierungen. Das weiss man auch im Likud, und deshalb sind dort Absetzbewegungen von «Bibi» unübersehbar.

Likud-Aktivisten und -Wähler wollen wieder an die «Fleischtöpfe». Sie werden, ebenso wie die Nationalreligiösen und Orthodoxen, nicht lange warten müssen, denn ohne Netanjahu, den «König Israels», haben sie auch ohne antireligiöse Zionisten die Mehrheit. Das wiederum könnte die innenpolitische Errungenschaft der neuen Koalition schlechthin gefährden: die direkte und teils indirekte Regierungsbeteiligung arabischer Parteien. Doch das ist nicht ausgemacht, denn auch Netanjahu's Likud hatte in und nach den jüngsten Wahlen die arabischen Israelis umworben – und damit dauerhaft als mitentscheidende politische Akteure legitimiert. Apartheid in Israel? Dummes Geschwätz von Ahnungslosen und Ideologen.

Michael Wolffsohn, ist emeritierter Professor für Neuere Geschichte an der Universität der Bundeswehr München und Publizist. 2017 war er «Hochschullehrer des Jahres». Zuletzt erschien sein erstes Jugendbuch, «Wir waren Glückskinder – trotz allem».



Liebe Barbara Lüthi

Seit einem Jahr mottet das Gerücht, dass Sie mit SRF-Chefredaktor Tristan Brenn, 55, ein Paar bilden. Ui ui ui! Im puristischen Amerika gäbe das Probleme. Auch bei uns unken Medienleute, «das Beziehungsdelikt am Leutschbach» sei problematisch. Weil der verliebte Chef die Mitarbeiterin favorisieren und protegieren könnte. Oder es schon getan hat! Oder feuern, würde ich ergänzen. Wenn das Liebesflämmchen erlischt. Was ja auch sein könnte, hypothetisch.

Meine Erfahrung sagt, dass Chefs nicht mit Untergebenen zu schlafen brauchen, um sie zu protegieren, zu befördern oder zu feuern. Qualität und Liebe bleiben im Zweifelsfall immer zwei paar Schuhe. Zum Leidwesen vieler. Ebenfalls aus Erfahrung weiss ich, dass ein Gerücht über ein neues Liebespaar in einem Medienunternehmen nie ein Jahr lang mottet. Meistens werden die Verliebten schon bei den ersten Küssen in der Tiefgarage ertappt und gleich an alle verraten – und dann scharfer



Vorwärts: Moderatorin Lüthi.

trennt, die Hierarchie ist auf dem Laufenden, Ihre Sendung «Club» ist Brenns Stellvertreter unterstellt. Und eigentlich hat es einen arg sexistischen Beigeschmack, Ihnen als Frau zu unterstellen, Sie hätten die Protektion eines Chefredaktors nötig. Gerade eine Frau wie Sie, die sich Journalistenpreise einheimst, seit sie in China bewiesen hat, dass sie ganze Heerscharen von sturen Beamten mit links ausspielen kann. Sie werden auch noch vorwärtskommen, wenn Brenn schon lange nicht mehr Chef ist.

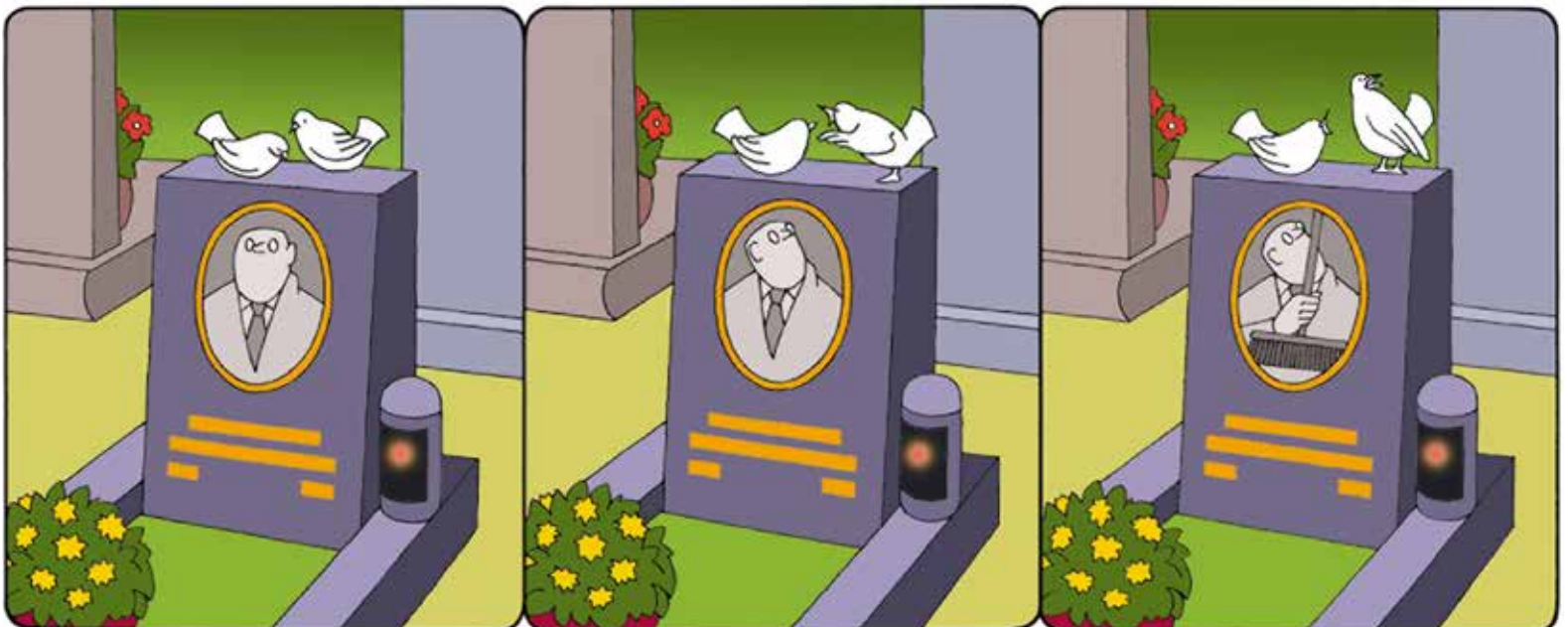
Nun, Sie können es auch so sehen: Gerade weil Sie so stark sind – und erst noch unverschämt gut aussehen –, musste um jeden Preis etwas gesucht werden, das Sie schwächen könnte. So, wie wir Sie kennen, wird das Gerede an Ihnen abperlen wie der Champagner an der Frisur von Petkovic.

Dauerbeobachtung unterzogen: Kriegt sie vom Chef etwas, was wir nicht kriegen?

Aber eigentlich stellt sich nur die Frage: So what? Ihr seid beide geschieden oder ge-

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Sepp Blatter



Als die Euro 2020 vor sieben Jahren vergeben wurde, war Michel Platini noch Uefa-Präsident. Es war seine Idee, das Turnier zum Sechzig-Jahr-Jubiläum auf dem ganzen Kontinent auszutragen – und zwar in jedem Land ein Spiel. 51 Spiele an 51 Orten. Platini ist übrigens auch dafür verantwortlich, dass an der Euro der dritte Platz nicht ausgespielt wird. Denn als Regisseur der französischen Nationalmannschaft scheiterte er an der WM zweimal im Halbfinal (1982 und 1986) und war darüber so frustriert, dass er das Bronze-Spiel als Rendez-vous der Verlierer empfand.

Doch zurück in die Gegenwart. Obwohl die Pandemie vieles über den Haufen geworfen und den Modus in ein zwiespältiges Licht gerückt hat, verläuft das Turnier nach dem Prinzip «Fussball über alles» in befriedigender – ja teilweise spektakulärer – Weise. Im Gegensatz zur WM 2022 in Katar war die EM nie von Boykottandrohungen betroffen. Die Formel gefällt zwar nicht allen, aber letztlich zogen alle Verbände mit. Ein sportliches Fragezeichen aber bleibt. Denn praktisch jede Mannschaft hat eine andere Ausgangslage. Einige können fast immer (England, Italien, Spanien) zu Hause spielen, andere (die Schweiz) mussten eine wahre Schnitzeljagd durch Europa zurücklegen.

Die Mannschaft von Vladimir Petkovic hat eine beeindruckende Entwicklung durchgemacht: Zwischen dem ernüchternden Unentschieden zum Start gegen Wales und dem schon fast heroischen Achtelfinalsieg gegen Weltmeister Frankreich lagen Welten. Natürlich profitierten die Schweizer von einem überheblichen Auftritt der Franzosen – vor allem nach der 3:1-Führung. Die Art und Weise, wie

sie sich aber gegen das Ausscheiden wehrten und das Spiel in extremis wendeten, verdient höchstens Respekt. Das war stark – sehr stark!

Vor allem korrigierten sie den entscheidenden Makel, dass sie immer dann versagen, wenn es in Verlängerung oder Penaltyschiessen um alles oder nichts geht. In Bukarest boten «les petits Suisses» alles, was ihnen zu Beginn des Turniers abgesprochen worden war: Solidarität, Disziplin, Kampfgeist – und einen geradezu unbändigen Siegeswillen. Der Erfolg gegen den Weltmeister – verbunden mit der Qualifikation für die Viertelfinals – ist der grösste Erfolg einer Schweizer Mannschaft seit 1954.

Zuvor waren die Schweizer vor allem dem Unterhaltungsanspruch optimal gerecht geworden. Mit ihren Tattoo-Eskapaden, dem Figaro-Transfer und den Lamborghini-Nebengeräuschen haben sie dafür gesorgt, dass der Fussball weit über die Sportkreise hinaus zum Thema wurde. Xhaka und Co. trugen ihn mit ihrer Selbstinszenierung in fast jede Schweizer Stube. Aber dank dem Sieg gegen Frankreich haben sie jetzt das bewiesen, was Kapitän Xhaka schon vorher sagte: Im Fussball entscheidet die Leistung auf dem Platz – und nicht die Frisur.

Was ich vom Nichtsingen der Nationalhymne halte? Letztlich geht es um die Einstellung der Spieler zu ihrer Nationalität. Und am Montag durfte ich Anzeichen der Besserung feststellen. Sogar Xherdan Shaqiri stand während des Abspielens des Schweizerpsalms mit stolzem Blick auf dem Platz und legte die Hand auf die Brust. Grundsätzlich bin ich der Meinung: Die Nationalmannschaft (so sagt es auch der Name) ist ein Integrationsobjekt für das ganze Land. Wenn sich nicht alle Schweizer Fussballer mit ihr identifizieren können, läuft etwas nicht optimal.

Denke ich daran, dass unter Nationaltrainer Roy Hodgson in den 1990er Jahren allein die Trainings der Nati auf dem Zürichberg von über 3000 Zuschauern besucht wurden, muss man sagen: Heute ist die Distanz zwischen Publikum und Mannschaft viel grösser. Und nur Leistungen wie jene gegen Frankreich können daran etwas ändern. Dann spricht auch schnell niemand mehr davon, mit welchen Autos die Spieler ins Camp einrücken.

Neben dem Schweizer Auftritt gab die Diskussion um die Regenbogen-Beleuchtung der Münchner Allianz-Arena viel zu diskutieren. Ich fand es richtig, dass die Uefa dies verhindert hat. Denn hier ging es weniger um eine Solidaritätsbekundung gegenüber der LGBTQ-Bewegung als um eine politische Provokation in Richtung Ungarn. Und dies lässt sich für mich mit einem Sportanlass nicht verbinden. Auch ich finde die Politik von Viktor Orbán in gewissen Bereichen fragwürdig, aber die ungarischen Fussballer indirekt dafür verantwortlich zu machen, ist unfair.

So oder so freue ich mich, in den kommenden anderthalb Wochen die Entscheidung dieses Turniers zu Hause am Fernseher zu verfolgen. Und was traue ich den Schweizern noch zu? Am Freitag wartet in St. Petersburg Spanien im Viertelfinal. Die Schweiz ist erneut klare Aussenseiterin. Es ist die perfekte Ausgangslage für ein weiteres Fussballmärchen – wie damals 2009 in Nigeria, als die Schweizer U-17-Auswahl (mit diversen Spielern der aktuellen Nationalmannschaft) Weltmeister wurde.

Sepp Blatter arbeitete ab 1975 bei der Fifa und war zwischen 1998 und 2015 deren Präsident.

Unser Business: für Ihr Business da sein.

Darum geben wir alles für
mehr Leistung, mehr Service,
mehr Innovation.



Schnellstes 5G
und UPC Gigasetz.



Kommunikationslösungen
aus einer Hand - angepasst
an Ihre Bedürfnisse.



Alles für den
digitalen und sicheren
Arbeitsplatz.



Persönliche Betreuung
vor, während und nach
dem Wechsel.



Innovationen dank
5G- und IoT-Lösungen.

Sunrise

Im Bett mit den Verlierern

Die SVP ist drauf und dran, ihren Sieg beim Kampf um das CO₂-Gesetz zu verspielen. Tappt sie in die Falle, die ihr die rot-grünen Klimaeiferer gestellt haben?

Das Nein zum CO₂-Gesetz war ein unerwarteter und grandioser Sieg der SVP – gegen alle Klima-Missionare und das gesamte politische Establishment. Aber bisher hat man daraus wenig gemacht. SVP-Präsident Marco Chiesa gab nach der Abstimmung zwar sofort den neuen Tarif durch: Bei zukünftigen Diskussionen und Regulierungen der Energiepolitik müsse das Bevölkerungswachstum angemessen berücksichtigt werden. Ohne starke Zuwanderung würde die Schweiz ihre Klimaziele bis 2030 mit den heutigen Bestimmungen erreichen, sagte der Tessiner. Aber dann überliess man das Feld und vor allem die Deutungs- und Höhepunkte den Verlierern.

Seit dem Verdikt der Stimmbürger zum CO₂-Gesetz vergeht denn auch fast kein Tag mehr, ohne dass diese in den Medien über den Klimawandel fabulieren und unwidersprochen neue Massnahmen dagegen predigen. Warum lässt sich die SVP den Sieg stehlen? Schlimmer noch: Einzelne ihrer Vertreter, bis vor kurzem noch als Heroen gefeiert, lassen sich in rot-grüne Geschichten hineinziehen. So titelte am Wochenende die *Sonntagszeitung*, eine Allianz von den Grünen bis zur SVP wolle einen neuen Green Deal und Staatskredite für den ökologischen Umbau.

Irgendwie durchwursteln

Wie bitte? Die SVP legt sich mit den Verlierern ins Bett? «Nein, das ist nicht Fall», versichert SVP-Energiepolitiker Christian Imark, den die Zeitung als Testimonial gewissermassen missbrauchte, um den Anschein zu erwecken, die SVP knicke beim Klimawandel ein. Das Blatt habe Äpfel und Birnen vermischt, betont der Solothurner. Er sei gewiss nicht für Staatskredite. Er habe einen privatwirtschaftlichen Ansatz vorgeschlagen. Ältere Menschen bekämen aufgrund der gegenwärtigen Regulierung von den Banken nur schwer Kredite, um zum Beispiel den Ersatz ihrer Heizanlage zu finanzieren. Dies könnte man korrigieren. Für ihn habe indessen die Stromversorgung Priorität: «Die Stromlücke, in die wir hineinrasseln, bedroht uns nämlich mehr als der Klimawandel.»

Es sieht aber trotzdem so aus, als habe man sich von den Klimaaktivisten ein schlechtes Gewissen einreden lassen und müsse darum aktiv werden. Dabei konterkarieren gerade solche Bemühungen den erfolgreichen Kampf gegen das CO₂-Gesetz.

Haben nicht Imark und andere während der Kampagne unermüdlich betont, dass es keine weiteren Massnahmen brauche und dass die Schweiz beim Klimaschutz schon

Es sieht so aus, als habe man sich von den Klimaaktivisten ein schlechtes Gewissen einreden lassen.

heute mehr tue als nötig? Und gibt man den Stimmbürgern nicht falsche Signale, wenn man plötzlich in die Logik der Verlierer verfällt und anfängt, selber Massnahmen zu propagieren?

Darum rumort es bei der SVP jetzt auch ein bisschen. «Manchmal muss man ein Nein einfach stehenlassen und nicht anfangen, selber

Lösungen anzubieten», geben selbstkritische SVP-Vertreter zu verstehen. Andere finden, dass die Parteispitze nach dem Sieg keinen Plan gehabt habe, wie es weitergehen soll, weil man nicht damit gerechnet habe. Und so versuchten halt alle, sich irgendwie durchzuwursteln.

Als wäre nichts geschehen

Ein paar Ideen gäbe es aber schon. Zum Beispiel einen Angriff auf das Pariser Klimaabkommen. Für die linksliberale Elite ist der Vertrag ein Heiligtum, unantastbar – selbst nach dem Nein zum CO₂-Gesetz. Er geht zurück auf Doris Leuthard (CVP), die Vorgängerin von Simonetta Sommaruga im Infrastrukturdepartement Uvek.

Die SP-Bundesrätin geht aber noch eifriger ans Werk als ihre Vorgängerin. Sie mischt sogar in einer internationalen Arbeitsgruppe mit, die den nächsten Uno-Klimagipfel in Glasgow vorbereitet. Sie macht also weiter, als wäre nichts geschehen. Das Nein zum CO₂-Gesetz sei keine Absage an den Klimaschutz, sagte sie am Abstimmungssonntag. Es werde jetzt aber schwierig, die Klimaziele zu erreichen – also die Halbierung der CO₂-Emissionen bis 2030 und der Netto-null-Emissionen bis 2050.

Der logische Schluss nach dem Fiasko vom 13. Juni wäre jedoch die rasche Kündigung des Klimaabkommens gewesen, wie es einzelne Parlamentarier der SVP gerne sähen. Denn die gescheiterte CO₂-Gesetzesrevision fusste auf diesem Vertrag. Warum drückte die SVP nach der Abstimmung nicht hier aufs Gas?

«Das wäre das Kind mit dem Bade ausschütten», warnt SVP-Nationalrat Albert Röstli. Er erinnert an die Ausschaffungsinitiative, die von den Stimmbürgern 2010 angenommen wurde, der man aber aufgrund einer halbherzigen Umsetzung durch Bund und Parlament die Durchsetzungsinitiative folgen liess. «Die wurde dann vom Volk klar verworfen», sagt Röstli.

Aber so, wie es jetzt läuft, lässt sich die SVP den Sieg stehlen.



Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'611'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



3 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'750.- p/Mt., NK 190.-, Bezug nach Verein.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'341'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8119 **Beffingen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis 1'933'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert !



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'007'300.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'136'000.-, Bezug auf Anfrage
www.vistacasa.ch



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'299'200.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8475 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 991'000.-, Bezug auf Anfrage
www.birch-seuzach.ch

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert !



7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'821'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8104 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
«Denkmalpflege Winterthur verhindert eine zonenkonforme Überbauung»
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weislingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'377'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unteringstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'873'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8495 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Sorry, es sind leider alle Wohnungen verkauft !
Preis CHF 673'400.-, Bezug nach Vereinbarung
www.ammuelibach.ch



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung
8460 **Märthlen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Sorry, es sind leider alle Einheiten verkauft !
Preis ab CHF 1'090'000.- zzgl. Parkierung, Bezug auf Anfrage
www.calmacasa.ch



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'071'000.-, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ Zi. Gartenwohnung
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'363'000.-, Bezug Frühling 2022
www.leuberg.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 👍
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.+



Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
1. - 3. Oktober 2021, Lake Side Zürich

©fotolia.com/Beboy



©fotolia.com/Irina Schmidt



©fotolia.com/Niko



Leserreise: Expo 2020 in Dubai Hoch hinaus in der Wüste

Die erste Weltausstellung in einem arabischen Land findet vom 1. Oktober 2021 bis zum 31. März 2022 in Dubai statt.

Begleiten Sie uns vom 28. November bis 4. Dezember 2021 an die Expo 2020, den ersten globalen Mega-Event nach der Pandemie.

Auf unserer 7-tägigen Exkursion erleben Sie alle Facetten dieses faszinierenden Anlasses. Bereits haben 190 Länder ihre Teilnahme an der aufgrund der Corona-Krise verschobenen Expo zugesagt. Das Thema «Connecting Minds, Creating the Future» verspricht spannende Einsichten und Diskussionen.

Nach der Landung in der Wüstenstadt erfolgt der Transfer ins 4-Sterne-Hotel «Wyndham Dubai Marina». Mit der Monorail geht es auf die Insel Palm Jumeirah und durch die Dubai Marina. Nachmittags verschaffen Sie sich auf der Aussichtsplattform in der 124. Etage des Burj Khalifa einen ersten Überblick über die Metropole der Superlative und besuchen das Baufeld Dubai Creek Harbour, wo das höchste Gebäude der Welt entstehen soll.

An der Expo 2020 besuchen Sie den Schweizer Pavillon «Reflections» und erkunden die architektonischen Höhepunkte der Weltausstellung, so etwa den Mobilitätspavillon des Architekturbüros Foster+Partners oder den Nachhaltigkeitspavillon von Grimshaw Architects.

Weiter auf dem Programm steht eine Jeep-Safari durch die Wüste mit Barbecue im Dünen-Camp. Auf einer geführten Ganztagestour lernen Sie die städtebaulichen Highlights von Abu Dhabi kennen und besuchen den Louvre Abu Dhabi, der nach dem Entwurf des Architekten Jean Nouvel gebaut wurde.



©fotolia.com/alekskai



©fotolia.com/ewlyn

Platin-Club-Spezialangebot

Leserreise an die Expo 2020 in Dubai

Leistungen:

- Emirates-Flug Zürich–Dubai–Zürich
- 5 Übernachtungen im «Superior Room» mit Frühstück im Hotel «Wyndham Dubai Marina»
- 1 Willkommens-Abendessen
- Stadtbesichtigung «Dubai, die moderne Metropole»
- Besuch der Expo 2020, inkl. Eintritt
- «Abu Dhabi und der Louvre», inkl. Eintritte
- «Desert-Safari», Barbecue und Getränke
- Qualifizierte, deutschsprachige Reiseleitung
- Ausführliche Reiseunterlagen

Preis pro Person im Doppelzimmer:

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 2190.–
Für Nicht-Abonnenten: Fr. 2390.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 340.–

Buchung ohne Risiko:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Tel. 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch.

Ihre Buchung können Sie ohne Angabe von Gründen bis 100 Tage vor Reisebeginn kostenlos stornieren.

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club

BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Die amerikanische Philosophin Judith Butler dürfte die einflussreichste Intellektuelle unserer Zeit sein. Wer daran zweifelt, schalte dieser Tage den Fernseher ein. Viele Sponsoren der Fussball-Europameisterschaft präsentieren ihre Logos in Regenbogenfarben. Sie verstehen es als Solidaritätsbekenntnis gegenüber Homo- und Transsexuellen. Ohne die lesbische Butler wäre das kaum denkbar, auch wenn sie lieber Baseball als Fussball schaut.

Der deutsche Romanist Hans Ulrich Gumbrecht berichtete kürzlich in der *NZZ*, wie er mit Butler regelmässig Spiele der San Francisco Giants besuchte. Dabei erzählte sie ihm von einer prägenden Erfahrung. Als sie vierzehn war, habe der Sportlehrer sie vom Football-Training mit gleichaltrigen Jungs ausgeschlossen. Sie sei nun einmal ein Mädchen, lautete seine Begründung. So habe sie begonnen, über die Bedeutung von «Geschlecht» nachzudenken.

Zwanzig Jahre später veröffentlichte Butler ihr erstes Buch. Es hiess «Das Unbehagen der Geschlechter», was eine Anspielung auf Sigmund Freuds berühmtes Werk «Das Unbehagen in der Kultur» von 1930 war. Butler argumentierte, Geschlecht sei ein soziales Konstrukt, und avancierte damit rasch zu einer Intellektuellen-Ikone, wie Freud bis heute eine ist. Hatte er die Psychoanalyse begründet, prägte sie die Gender-Theorie.

Weitere dreissig Jahre später erobert Butler nun sogar die Testosteron-Welt des Männerfussballs. Das ist umso erstaunlicher, als ihre Bücher etwa so mitreissend sind wie Interviews von Nati-Trainer Vladimir Petkovic. Einmal gewann Butler in einem «Wettbewerb für schlechtes Schreiben» den ersten

Preis, wie Gumbrecht anmerkt. Er spricht von einer «manchmal verstiegenen Abstraktheit ihrer Texte». Weniger freundlich formuliert: Butler ist unfähig, auch nur einen verständlichen Satz zu schreiben.

Hier bloss ein Beispiel: «Der Schritt von einer strukturalistischen Erklärung, nach deren Verständnis das Kapital soziale Beziehungen auf relativ homologe Weise strukturiert, zu einer hegemonialen Ansicht, nach der Machtbeziehungen Wiederholung, Konvergenz und Reartikulation unterworfen sind, führte die Frage der Temporalität in die Überlegungen zur Struktur ein und markier-

Judith Butler hat ihren Fall zur Welt gemacht: Sie ist der/die/das Max Frisch unserer Zeit.

te einen Wechsel von einer Form althussercher Theorie, die strukturelle Totalitäten als theoretische Objekte begreift, zu einer Theorie, in der die Einsichten in die kontingente Möglichkeit von Struktur ein erneuertes Konzept von Hegemonie erschliessen, das mit den kontingenten Orten und Strategien der Reartikulation von Macht verknüpft ist.»

Trotzdem hat sich Butler den Ruf einer grossen Autorin und Denkerin erarbeitet. Sie ist Professorin für – tatsächlich – Rhetorik an der renommierten University of California in Berkeley, erhält Ehrendoktorwürden und Preise für ihr Schaffen, darunter den Distinguished Achievement Award der Andrew-W.-Mellon-Stiftung, der mit 1,5 Millionen Dollar höher dotiert ist als der Nobelpreis.

Geprägt ist Butler vom deutschen Idealismus, den sie in ihrer Studentenzeit in Heidel-

berg kennenlernte. Hans-Georg Gadamer, der dort Philosophie lehrte und zu den grossen deutschen Denkern des 20. Jahrhunderts zählt, hielt grosse Stücke auf sie (Gadamer war übrigens selber sportinteressiert, spielte Tennis und soll einen tödlichen Passierball im Repertoire gehabt haben). Regelmässig tritt Butler in Deutschland auf, oft begleitet von grossem öffentlichen Interesse.

Als ihr die Stadt Frankfurt vor einigen Jahren den Adorno-Preis zuerkannte, entbrannte eine Kontroverse um ihre Haltung zu Israel. So bezeichnete Butler die Terrororganisationen Hamas und Hisbollah, die Israel zerstören wollen, als «soziale Bewegungen» und «Teil der globalen Linken». Das sind für sie Ehrentitel. Die Kritik daran wies Butler mit einem identitätspolitischen Argument im Stil der Gender-Theorie zurück: Als Jüdin dürfe sie sich so äussern.

Inzwischen ist Judith Butler zur Souffleuse des Zeitgeists aufgestiegen. Und wenn sie sich in ihrer Wirkung mit Sigmund Freud vergleichen lässt, erinnert sie in ihrer Methode an Max Frisch. Zu dessen 75. Geburtstag schrieb Friedrich Dürrenmatt: «Als einer, der so entschlossen wie Du seinen Fall zur Welt macht, bist Du mir, der ebenso hartnäckig die Welt zu seinem Fall macht, stets als Korrektur meines Schreibens vorgekommen.»

Judith Butler, die mit ihrer Lebenspartnerin Wendy Brown einen Sohn grossgezogen hat, versteht sich weder als männlich noch als weiblich, sondern als non-binär und möchte neuerdings mit dem Pronomen «they» angesprochen werden. Sie hat ihren Fall zur Welt gemacht. Sie ist der/die/das Max Frisch unserer Zeit.

Versöhnung von Bukarest

Wie die Schweizer Spieler ihr Land wiederfanden und die Schweiz ihre Mannschaft.

Peter Hartmann

Ist es ein Wunder? Eine Folge guter Fügungen? Zufall? Schlachtenglück? Vielleicht sogar logisch? Fussballspiele werden, wie Kriege, von hinten her gelesen. Entscheidend ist das Ende, es zählt nur das Resultat in der Schlusssekunde. Nur selten auch mehr. *La Suisse existe*, im Fussball. Es ist gut für das kollektive Selbstbewusstsein in Zeiten der Pandemie und der Unabhängigkeitsquerelen mit Brüssel. Wir gehören zu den besten acht Europas, fussballerisch. Über Nacht versöhnten wir uns mit dieser Nati, die uns immer etwas fremd geblieben war, wie eine Söldnertruppe in unserem Auftrag, zusammengewürfelt durch die Umstände der Zeit.

Auf dem Rasen von Bukarest lief in zwei Stunden Echtzeit ein Zeitenwandel ab. Die bewunderte Equipe de France, diese meisterliche Mischung aus *black, blanc, beur*, den Hautfarben ihrer Spieler, unterlag im 200. Todesjahr Napoleons einer Mannschaft aus der Schweiz, an die im eigenen Land niemand mehr geglaubt hatte ausser sie selber. Auch sie eine Internationale aus den Nationalitäten ihrer Väter. Im Showdown des Penaltyschiessens standen sich Auge im Auge der Stürmer Kylian Mbappé mit dem höchsten globalen Marktwert, 150 Millionen Euro oder mehr, und der Schweizer Goalie aus Deutschland, Yann Sommer, gegenüber, das Kapital gegen die Fangkünste eines wendigen Tormannes, 32-jährig und jenseits des Rheins schon dem alten Eisen zugeschrieben.

Brandbeschleuniger des Zorns

Sieben Jahre lang haben wir das Integrationsmodell des Trainers Vladimir Petkovic hinterfragt. Ob er der Richtige sei, der Flüchtling aus Sarajevo, um die Spieler aus dem zerfallenen Vielvölkerstaat Jugoslawien und aus Albanien zusammenzuführen mit den einheimischen Talenten, obwohl er eine Mannschaft schon vorgefunden hat, jene fabelhafte Boygroup der U-17-Weltmeister von 2009, die aus jenem Erfolg ihr Selbstbewusstsein gewann, das ihr später auch als Überheblichkeit übelgenommen wurde.

Die Folgen der Jugoslawien-Konflikte moten weiter, aber die Lösung mit Petkovic als Moderator und Motivator des Nationalteams

erwies sich als ideal, auch wenn er seine Zweifel, Unsicherheiten und den Ärger über die Medien, die ihn nie liebten, hinter einer Maske starrer Förmlichkeit tarnte.

Nach der 0:3-Niederlage gegen Italien in der Gruppenphase wurden Petkovic und seine Spieler – zu Recht – mit giftiger Kritik übergossen. Die Storys über Luxusschlitten, Tattoos und Frisuren nahmen den scheinbaren Untergang vorweg, wirkten aber intern wie Brandbeschleuniger des Zorns und des Widerstands der Mannschaft, die das Land und sogar den TV-Kommentator Sascha Ruefer hinter ihrer Fahne verloren hatte. Nach dem Pflichtsieg gegen die Türkei und der Qualifikation als Gruppendritter spielte sich ein beispielhaftes «Teaming» ab, Selbstfindung und Rettung aus einer Situation, aus der nur der Sieg gegen Frankreich hinausführte.

Dass solche Überraschungen wie der Sieg des Aussenseiters über den Weltmeister möglich werden, hängt auch damit zusammen, dass an einer Europa- oder Weltmeisterschaft nicht die besten Mannschaften Europas oder der Welt teilnehmen, also die international durchmischten Topklubs aus England, Spanien, Deutschland oder Frankreich, die sich die Besetzung zusammenkaufen wie in einer Bijouterie. Also keine taktisch bis ins letzte Detail instruierten und auf jedem Posten ideal be-

setzten Formationen. Sondern die besten Spieler eines Landes.

Nationaltrainer haben in der kurzen Vorbereitungszeit nicht die Möglichkeit, alle taktischen Optionen auszuloten und zu testen. Sie wählen Spieler aus und versuchen, die Taktik auf sie einzustimmen. Unter Druck geraten solche Systeme in Schwierigkeiten und werden fehleranfällig. Das ist der Zauber grosser Meisterschaften, die unwiderstehliche Attraktion dieser Turniere: dass ein offener Schlagabtausch völlig überraschende Resultate hervorbringt wie bei Kroatien-Spanien (3:5), Portugal-Deutschland (2:4) oder Frankreich-Schweiz (3:3). Griechenland wurde 2004 unter dem Deutschen Otto Rehhagel («Rehhakles») mit einer fast steinzeitlichen Catenaccio-Spielanlage völlig überraschend Europameister.

Plötzlich auf vielen Wunschzetteln

Die grossen Klubteams sind viel solider organisiert, in der Champions League bleiben solche Dammbürche selten, Abwehrsicherung gilt immer als oberstes Gebot. Vom französischen Nationalkader stehen sieben Mann in England, sieben in Spanien und nur fünf in Frankreich unter Vertrag; sie spielen in den unterschiedlichsten Systemen. Die Nati ist eine Auslandsschweizertruppe. Ihr Regisseur Granit Xhaka spielte bei Arsenal zuletzt aus disziplinarischen Gründen nur noch als Aussenverteidiger, und leider ist er, wegen seiner Unbeherrschtheit, für den Viertelfinal gesperrt. Xherdan Shaqiri ist beim FC Liverpool auf der Ersatzbank kurzatmig geworden.

Aber die Europameisterschaft mit ihrem oft anarchischen Fussball im Gegensatz zu den Rechenschieberpartien der Champions League ist ein grossartiges Schaufenster für Talente von A (wie Manuel Akanji, dem Schweizer Abwehrdirigenten; Arbeitgeber: Borussia Dortmund) bis Z (wie Steven Zuber von Eintracht Frankfurt, der mit 29 als Spätentdeckung gefeiert wird). Der Verteidiger Nico Elvedi, 24, von Borussia Dortmund steht plötzlich auf vielen Wunschzetteln. Und die Schweiz ist plötzlich die grosse Wundertüte dieses EM-Sommervergnügens.



Ohne Worte



Moderator und Motivator: Trainer Petkovic, Captain Xhaka.

MÖRGELI

Europa und die Afrophobie

Letzten Freitag massakrierte in Würzburg ein Asylbewerber aus dem afrikanischen Somalia mit dem islamistischen Ausruf «Allah ist gross» drei Frauen. Neben diesen Ermordeten verletzte er sieben weitere Frauen zum Teil lebensgefährlich. Der Täter gehört zur Million der Nutzniesser merkelscher «Willkommenskultur» von 2015.

Einen Tag vor diesen Morden hielt der schwedische Parlamentarier Momodou (Mohammed) Jallow von der Linkspartei in der Parlamentarischen Versammlung des Europarats in Strassburg eine grosse Anklagerede. In scharfen Worten verlangte der aus dem afrikanischen Gambia stammende Muslim Jallow die «Ausmerzung» der «Afrophobie» auf dem europäischen Kontinent.

Die «Afrophobie» wurde zwar (noch) nicht ins internationale Klassifikationssystem der medizinischen Diagnosen aufgenommen. Doch der schwedische Politiker, auf den die Redewendung «Alter Schwede» kaum zutrifft, hat einen Bericht ausgearbeitet. Darin gibt's kaum einen Vorwurf, den er nicht gegen die europäischen Gastländer von fünfzehn Millionen Afrikanern erhebt. Allein in Schweden leben 675 000 Migranten ausschliesslich vom Staat, 80 000 Asylanten kommen jährlich hinzu. Doch Jallow fordert zur Bekämpfung der «Afrophobie» Geld. Viel Geld. Und «Wahrheitskommissionen», um die «Afrikafeindlichkeit» in Politik, Wirtschaft, Bildung, Medien und Werbung zu bekämpfen. Die Staaten müssten die Diskriminierung der «Schwarzen und Menschen afrikanischer Abstammung in Europa» stoppen, «Antirassismus-Gruppen finanzieren» und «kulturelle Aktivitäten organisieren».

Mit sechzig Stimmen und grossem Applaus unterstützte die Strassburger Parlamentarische Versammlung des Europarats die Resolution zur «Bekämpfung der Afrophobie und des Anti-Schwarzen-Rassismus». Die einzige Gegenstimme stammte vom Schweizer Alfred Heer (SVP). Ein altes schwedisches Sprichwort besagt: «Alles vermag der Mensch, nur sich selber in den Hintern beißen, das kann er nicht.» Nach den Ereignissen von Würzburg und Strassburg ist man sich da nicht mehr so sicher.

Christoph Mörgeli

PERSONENKONTROLLE

Berset, Spahn, Meyer, Glättli, Baerbock, Pogba, May, Thatcher, Heath, Johnson, Zeman, Orbán



Auf Betteltour: SP-Co-Chefin Meyer.



Unverblümt: Staatspräsident Zeman.

Alain Berset, Schwarzmalter, flog vor einigen Tagen nach Berlin zum Treffen mit seinem deutschen Amtskollegen **Jens Spahn**. Der Schweizer Gesundheitsminister liess sich bei diesem Besuch wohl ein wenig von der in Deutschland wegen der Delta-Variante des Coronavirus grassierenden Hysterie anstecken. Kaum zurück, stimmte der SP-Bundesrat nämlich in das gleiche Klagegeld über die angeblich gefährliche Mutante ein, wie man es bereits von Deutschland kennt – wohl auch mit dem maliziösen Hintergedanken, die Impfkampagne anzukurbeln. (hmo)

Mattea Meyer, Dramatikerin, geht im Kanton Zürich auf Betteltour. Die SP-Co-Präsidentin ruft in einem Appell auf, ihrer Partei unbedingt Geld zu spenden. Mit dem Obolus will sie das Energiegesetz ins Trockene bringen. Dieses verlangt, dass Öl- und Gasheizungen faktisch verboten werden. Die SVP hatte gegen die neue Bestimmung das Referendum ergriffen. «Nach dem Nein zum CO₂-Gesetz geht es nun um alles», schreibt die Winterthurerin. Und: «Wenn die Volkspartei auch im Kanton Zürich einen wirksamen Klimaschutz verhindern könne, wäre das dramatisch.» Dramatisch wäre es in der Tat, falls die Rechtspartei sich wieder durchsetzen könnte. Weniger für das Klima, aber definitiv politisch. (odm)

Balthasar Glättli, Angreifer, geht nach der verlorenen CO₂-Abstimmung sofort in die Offensive. Der *Sonntagszeitung* sagte der Parteichef der Grünen, die grüne Welle sei keineswegs gebrochen. Mit Blick auf die Zusammensetzung des Bundesrats bekräftigte er: «Arithmetisch steht uns einer der beiden Sitze der FDP zu.» In seiner politischen Anspruchshaltung vergisst Glättli zwei Dinge: Erstens wird erst nach den nächsten Wahlen abgerechnet, zweitens de-

montiert die Kanzlerkandidatin der deutschen Grünen, **Annalena Baerbock**, ihre Partei gerade nach Strich und Faden. Und der internationalen Themenkonjunktur verdanken die Grünen einen guten Teil ihres Wahlerfolgs von 2019. (fsc)

Paul Pogba, Symbolfigur, fiel nach dem ersten EM-Gruppenspiel gegen Deutschland auf, indem er an der Pressekonferenz demonstrativ eine Bierflasche vor sich wegräumte. Der Muslim erreichte so, dass vor ihm und seinen Glaubensgenossen offiziell keine Getränke des EM-Sponsors Heineken mehr platziert werden. Im Achtelfinal gegen die Schweiz machte der extrovertierte Showman in der zweiten Halbzeit mit einem Traumtor von sich reden, vor allem aber mit hochmütigem Herumgezappel als Jubelpose. Weil danach postwendend nichts mehr ging, die Schweiz gewann und Pogbas Fall folgte, fragt sich, ob im Pausentee der Franzosen vielleicht gar ein wenig Heineken steckte? (zr)

Theresa May, Rentnerin, sucht Rat bei ihren Vor-vor-vor-vor-Vorgängern. Die ehemalige britische Premierministerin und ihr Mann Philip wurden bei der Premiere des Stücks «Maggie & Ted» im Londoner Garrick-Theater gesichtet. Es geht um die legendäre Feindschaft zwischen **Margaret Thatcher** und **Edward Heath**. Auch Mays Nemesis **Boris Johnson** hat eine Minirolle in der Komödie. (ky)

Milos Zeman, Urgestein, mischt in der Genderdebatte mit. Der für unverblümt Ansagen berühmte tschechische Staatspräsident verteidigte Ungarns Premier **Viktor Orbán**: «Auch mich stören die Suffragetten, die MeToo-Bewegung und Prague Pride», erklärte er einem Interviewer. Transgender-Menschen allerdings finde er schlicht «ekelhaft». (ky)

Krankenkassen nix nutz

Pandemie und Klima: Wo waren die Krankenkassen?



Wir haben in der Schweiz aufgeblasene Krankenkassenbürokratien. In den oberen Etagen wird kräftig abgesahnt. So verdient der Verwaltungsratspräsident der CSS, der Visper alt Lokalpolitiker Jodok Wyer, im Jahr mehr als 200 000 Franken. Einfach so nebenbei.

In Sachen Kostenexplosion im Gesundheitswesen haben die Krankenkassen als Bestandteil eines ungesteuerten Selbstbedienungsladens kläglich versagt: Die Kosten pro Kopf sind in der Schweiz viel zu hoch. Und wir wissen nicht einmal – weil jede Qualitätskontrolle fehlt –, ob wir für das viele Geld wenigstens halbwegs gute Leistungen erhalten.

Dank Klima und Pandemie hätten die Krankenkassen ihr Image aufpolieren können.

Jede und jeder von uns ist krankenversichert. Die heute sehr bescheidene Rückerstattung aus der CO₂-Abgabe erfolgt durch eine Verbilligung der viel zu hohen Krankenkassenprämien. Permanent erhalten wir irgendwelche vierfarbigen Werbeunterlagen von Seiten der Krankenkassen. Aber fast niemand weiss, dass es eine kleine Sommaruga-Rückerstattung gibt.

Ich habe unter den Normalsterblichen noch niemanden getroffen, der diesen Mechanismus kannte und auch noch verstand. Die zuständige Bundesrätin und die aufgeblasenen Krankenkassenbürokratien haben im Duett kommunikativ versagt. Sie können nachweislich einfachste Sachverhalte nicht erklären. Obwohl es in ihren Umfeldern von sogenannten Kommunikationsspezialisten nur so wimmelt. In den Zeiten der Pandemie, die übrigens im

Herbst in einer nächsten Welle mündet, hätte die grosse Stunde der Krankenkassen schlagen können. Alle in der Schweiz sind krankenkassenversichert. Von uns allen haben die Krankenkassen die relevanten Daten wie Alter und Gesundheitszustand. Sie kennen alle uns behandelnden Ärztinnen und Ärzte.

Kranke Kassen 1 — Die Krankenkassen hätten jedem von uns einen Impfgutschein zustellen müssen. Mit einer Nummer, über die Arztpraxen, Apotheken und Impfzentren uns ohne jeden bürokratischen Aufwand hätten anmelden können. In der richtigen Reihen-

Die indische Delta-Variante ist ansteckender als ihre älteren Brüder und Schwestern.

folge hätten dann alle Impfwilligen ihr Angebot erhalten.

Kranke Kassen 2 — Sobald jemand die zweite Impfung erhalten hätte, hätten die Krankenkassen ihm analog und digital einen Impfpass zustellen können und müssen.

Kranke Kassen 3 — Wir laufen im Herbst in die nächste Welle rein. Die indische Delta-Variante ist ansteckender als ihre älteren Brüder und Schwestern. Deshalb sind vorerst, trotz Boris Johnson, Wochenend-Trips nach London und Fahrten durch Schottland nicht möglich. Zwei Probleme stellen sich: Gegen die Delta-Variante braucht es – Zwischenstand der wissenschaftlichen Erkenntnis – zwei Impfungen. Leider erscheinen viele

nicht zur zweiten Impfung. Dazu kommt: In vielen Kantonen der Schweiz wollen sich zu wenige impfen lassen. Im Heimatkanton des Jodok Wyer sind es 30 Prozent. Wir werden im Herbst wieder auf den Risikolisten anderer Länder landen, was unter anderem für den Tourismus ein unnötiger Standortnachteil sein wird. Die Krankenkasseler müssten – wenn sie einen Puff wert wären – zum Telefon greifen und jeden säumigen Pappenheimer einzeln zu überzeugen versuchen, sich doch noch impfen zu lassen. Würde Wunder wirken, weil viele vielleicht nicht ganz zu Unrecht Angst davor haben, dass die Krankenkassenbürokratien bei der nächsten Kostengutsprache eher zurückhaltend sein würden.

Nach der Pandemie ist vor der Pandemie. Vielleicht und wahrscheinlich zugleich. Alle versprechen uns, dass die gemachten Fehler analysiert werden. Dabei müsste allerdings nicht nur das staatliche Handeln, sondern auch die politische und mediale Begleitmusik durchleuchtet werden.

Jede Analyse in Sachen Krankenkassen käme zum Schluss, dass wir diesen ganzen ineffizienten Kässeler-Sumpf mittels einer effizienten nationalen Krankenkasse trockenlegen müssten.

Leider sind Bürokratien – unabhängig davon, ob sie privat, halbstaatlich oder staatlich sind – resistenter als jedes Virus. *Henusode.*

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Der unverstandene Herr Orbán

Ungarns Premier bezieht wieder mal Prügel für seine «nichtliberale» Politik. Dabei stellt er bloss die Frage: Ist der schrankenlose Liberalismus wirklich die Weltreligion, die für alle gelten muss?

Kurt W. Zimmermann

Wenn Viktor Orbán sich erklären will, dann schreibt er einen Samisdat. Samisdat nannte man im kommunistischen Ostblock jene Literatur im Untergrund, die nicht systemkonform war.

Diese Woche publizierte Orbán seinen «Samisdat Nr. 11». Darin beschreibt er in seiner gewohnt blumigen Sprache den letzten EU-Gipfel in Brüssel: «Die Premierminister der Regenbogenflagge sind in Phalanx aufmarschiert.»

Bis morgens um zwei stauchte die Regenbogen-Phalanx den Ungarn wegen seines neusten Dekrets über Jugendschutz und Homosexualität zusammen. Luxemburgs homosexueller Premier Xavier Bettel etwa baute sich vor Orbán auf und tobte: «Meine Mutter hasst es, dass ich schwul bin. Aber du machst daraus ein Gesetz.»

Kanzlerin Angela Merkel erregte sich, Orbán mache «ernste Probleme», was bei ihrem Sprachschatz ungefähr heisst, der Typ sei eine Totalkatastrophe. Der niederländische Ministerpräsident Mark Rutte wiederum wütete: «Ungarn hat in der EU nichts mehr zu suchen.»

Viktor Orbán, so berichteten Sitzungsteilnehmer, sei äusserst gut gelaunt zur Sitzung angetreten, obwohl er wusste, dass ihm eine heftige Abreibung bevorstehen würde. Ebenso gut gelaunt habe er dann die Sitzung wieder verlassen.

Er hält sich für unangreifbar

So heiter reagiert nur einer, der zutiefst weiss, dass er richtigliegt. Richtig liegt er darin, ist Orbán überzeugt, dass der grenzenlose Liberalismus und die grenzenlose Freiheit in allen Lebensfragen nicht das Modell für Europas Zukunft sind.

Die Heiterkeit Orbáns zeigte sich danach auch in seinem «Samisdat Nr. 11». Der EU-Gipfel Ende Juni 2021 in Brüssel, schrieb er, habe ihn an den EU-Gipfel Ende Juni 2015 erinnert. Orbán wörtlich: «Beides waren moralisch schwierige, politisch wichtige und intellektuell schöne Diskussionen.»

Intellektuell schön war in 2015 die Debatte zur Flüchtlingskrise. Orbán war damals für



So heiter reagiert nur einer, der zutiefst weiss, dass er richtigliegt: Regierungschef Orbán.

Brüssel und Berlin der Oberschurke, weil er die Grenzen für die muslimischen Wirtschaftsflüchtlinge dichtmachte. «Schande Europas» nannte ihn die EU.

Inzwischen haben viele EU-Staaten, von Dänemark bis Österreich, an Migrationsstopps mit ihm gleichgezogen. Selbst in Merkel-Deutschland wankt die frühere Willkommenskultur. Sie wankt jeweils dann umso mehr, wenn ein importierter Islamist, wie eben erst in Würzburg, unter «Allahu akbar»-Rufen wieder mal ein paar lokale Passanten abschlachtet.

Nach 2015 hat sich Orbán mit seiner Migrationspolitik des No-Go in der EU weitgehend durchgesetzt. Er sieht sich seitdem als Garant der abendländischen Kultur und Sicherheit. Er hält sich für unangreifbar. Das erklärt seine gute Laune.

Seit 2015 sinnt andererseits die EU auf Rache gegen den Mann, der sie so vorgeführt hat. Vor allem Angela Merkel hat eine Orbán-Obses-

sion, weil er ihr «Wir schaffen das»-Mantra ständig in Frage stellt. Egal, was Orbán tut, ob Justizreform, Medienpolitik oder Gendergesetze, die sogenannte Wertegemeinschaft versucht, dem Störenfried ihre Blamage von ehemals heimzuzahlen.

Nur aus dieser verknoteten Konstellation lässt sich die letzte Eskalation zwischen Budapest und Brüssel erklären. Denn der neue Erlass über Homosexualität ist so dramatisch auch wieder nicht, dass man, wie das Schweizer Fernsehen oder der *Tages-Anzeiger*, von einem «homophoben Gesetz» reden müsste.

Zuerst einmal ist das Gesetz in Ungarns Parlament breit abgestützt. Neben Orbáns Fidesz-Partei stimmt auch Jobbik, die weitest grösste Oppositionspartei, der Vorlage zu. Die Sozialisten, die dritte Kraft, verliessen hingegen den Saal, um nicht abstimmen zu müssen. Sie erinnerten sich noch zu gut daran, wie sie während ihres Regimes die Homosexuellen unterdrückten, während ein Nachwuchs-

politiker namens Viktor Orbán sich für deren Rechte einsetzte.

Im Kern geht es im Gesetz um Jugendschutz. Es betrifft nur Personen, die jünger als achtzehn Jahre alt sind. Wer über achtzehn und volljährig ist, kann auch in Ungarn lesbisch, gay, bisexuell, trans, queer und intersexuell sein und dies nach allen Regeln der LGBTQI-Kunst auch öffentlich ausleben. Auch Literatur und Videos zu all den regenbogenbunten Sexualvarianten sind frei verfügbar.

Bei Minderjährigen ist das anders. Das neue ungarische Gesetz verbietet Drucksachen und Videos über nicht heterosexuelle Aktivitäten, die Kindern und Jugendlichen zugänglich sind. Auch Werbung für alle Spielformen von Homo- und Transsexualität sowie für Geschlechtsumwandlungen sind bei Minderjährigen untersagt.

Nun, was ist so schlimm daran? Auch in der Schweiz hat der Bundesrat im letzten September eine Botschaft zu einem neuen Gesetz veröffentlicht, das Jugendliche stärker vor der Darstellung von Sexualität und Gewalt in Videos schützen soll.

Schlimm daran ist zweierlei. Erstens ist schlimm, dass die restriktiven Massnahmen ausgerechnet von Dauerbösewicht Viktor Orbán kommen. Zweitens ist schlimm, dass es dabei nicht nur um ein Gesetz, sondern um Grundsätzliches geht.

Es geht grundsätzlich um den Liberalismus.

Orbán sagt über sich selbst: «Ich bin ein nicht-liberaler Demokrat.» Er stellt sich damit gegen das Dogma der EU, nach dem Demokratie und Liberalismus untrennbar verbunden sind.

Wer noch an eine bestimmte Kultur, an bestimmte Werte und an eine bestimmte Moral glaube, sagt Orbán, der könne heute kein schrankenloser Liberaler sein.

Das oberste Prinzip des Liberalismus, wie er von John Locke entwickelt wurde, ist die unein-

Seit 2015 sinnt die EU auf Rache gegen den Mann, der sie so vorgeführt hat.

geschränkte Freiheit des Individuums. Es ist primär die Freiheit gegenüber dem Staat. Das Individuum kann tun und lassen, was es will, ohne dass der Staat dies zu reglementieren hat. Moral ist nicht Staatsaufgabe, sondern gehört in die Privatsphäre.

Die Theorie des Liberalismus färbte stark auch auf die Definition der Menschenrechte ab. Jeder ist ohne Nachteile, was die eigene Meinung, Religion, Rasse und Sexualität angeht. Die EU ergänzte diesen Katalog durch eine geografische Komponente. Jeder darf dank der Personenfreizügigkeit dort leben, wo es ihm gefällt.

Orbán widerspricht vehement dieser «liberalen Meinungshegemonie», wie er das nennt.



Das Recht auf Migration, sagt er, «ist kein generelles Menschenrecht, auch wenn die liberalen Demokraten dies behaupten». Nichtliberale Demokraten haben aus seiner Sicht darum das Recht auf nationale Lösungen und können die Grenzen jederzeit schliessen.

Genauso argumentiert er in der aktuellen Kontroverse um seine Homo-Gesetze. Orbán wörtlich: «Wie ein Kind sexuell erzogen wird, ist kein Menschenrecht eines Kindes.» In dieser Frage, genauso wie in der Flüchtlingspolitik, habe der Staat für die Bürger und Familien die Leitplanken zu setzen. «Über die Erziehung der ungarischen Kinder entscheiden wir Ungarn und mit Sicherheit nicht die Deutschen, Niederländer oder Belgier», schreibt er in seinem «Samisdat Nr. 11» an die Adresse von Brüssel.

Orbán ist mit solcher Argumentation der grosse Unverständene in der Europäischen Union. Er plädiert für ein föderalistisches Europa der Nationen, in dem jeder Mitgliedsstaat das Recht auf nationalstaatliche Lösungen hat, etwa auf eine eigene Migrationspolitik, eine eigene Genderpolitik, eine eigene Aussenpolitik, eine eigene Corona-Impfstrategie und eine eigene politische und religiöse Philosophie.

Orbán ist gläubiger Christ und baut stark auf christliche Werte wie Familie und Gemeinschaft. Allerdings ist er Protestant, eine kleine religiöse Minderheit im katholisch dominierten Ungarn. Schon als Kind, sagt man, sei dadurch sein Widerstandsgeist gegen übermächtige Strukturmodelle angefacht worden.

Lange hat Orbán die Wortschöpfung der «il-liberalen Demokratie» nur zurückhaltend eingesetzt. Inzwischen betont er in jeder Rede und in jedem Text, dass er «nichtliberal» sei. «Die Liberalen in der EU müssen auch die Rechte der Nichtliberalen akzeptieren», sagte er auch am letzten EU-Gipfel in Brüssel.

Orbán ist damit zum wichtigsten internen Systemkritiker der EU geworden, der deren liberalistisch begründete Multikulturalität und Identitätspolitik für generell falsch hält. Dass er eine Systemfrage daraus macht, erklärt die überzogene Reaktion der EU. Warum sonst sollten sich die Premierminister Europas

stundenlang über das vergleichsweise zweit-rangige Thema ereifern, dass in ungarischen Schulbüchern und Jugendsendungen keine Schwulen und Lesben mehr abgefeiert werden dürfen?

Spass an der Provokation

Orbán kultiviert diese Rolle des oppositionellen Underdogs gegenüber der EU mit sichtlichem Spass an der Provokation. Gern greift er dabei zum Mittel des Vetos, das jedem der 27 Mitgliedsländer zusteht. Zuletzt verhinderte er eine EU-Resolution gegen seinen Freund Israel, zuvor hatte er mit demselben Mittel das EU-Budget und eine Erklärung gegen seinen anderen Freund China blockiert.

Orbán ist dadurch in der EU, obschon er nur 2 Prozent von ihr repräsentiert, zu einem erheblichen Machtfaktor geworden. Er weiss das, und darum genoss er den Disput letzte Woche in Brüssel auch so sehr. Wenn sich die politische Elite, flankiert von den Medien, stundenlang über einen Parlamentsentscheid in einem kleinen osteuropäischen Land aufregt, was gibt es Besseres, um die eigene Bedeutung zu bemessen?

Orbán ist zwar ein Machtfaktor, aber er prallt mit seinem eigensinnig-föderalen Denken in der zunehmend zentralistischen EU natürlich gegen eine Mauer an Unverständnis. In einer Union, die von Flüchtlingsquoten bis Genderfragen keine nationalen, sondern nur landesübergreifende Lösungen will, ist der bekennende Nationalist Orbán ein Outsider.

Wenn man Orbán fragt, wie er sich die EU der Zukunft wünsche, antwortet er oft mit knappen drei Worten: «in Vielfalt geeint».

Eine Europäische Union, die auf politische Vielfalt setzt? Da kann er noch lange warten.

LA CASA DEL HABANO

La excelencia del fumar.

Samuel Menzi
Bleicherweg 18, CH-8002 Zürich
Tel. 044 202 12 11
www.la-casa-del-habano.ch

Ron DeSantis tritt aus Trumps Schatten

Während der Pandemie hat Ron DeSantis Florida zum Leuchtturm der Freiheit gemacht. Seit Trump 2016 weist kein anderer US-Politiker eine ähnliche Dynamik auf.

Buck Sexton

In den letzten fünf Jahren hatte Donald Trump die Republikanische Partei praktisch in der Tasche. Ab 2016 konnte der 45. US-Präsident eine solche Dynamik vorweisen, dass seine Wiederwahl für seine Anhänger bald ausser Frage stand. Seine Parole «Make America Great Again» würde die Welt konservativer Politik auf Generationen hinaus dominieren – ein ideologischer Kurswechsel, wie ihn die Republikaner seit dem Aufstieg von Ronald Reagan in den 1980ern nicht mehr erlebt hatten.

Doch dann schlug Covid-19 zu. Trump verlor die Wahl, Joe Biden ist Präsident. Dass von den Republikanern kaum konkrete Opposition kommt, frustriert viele Anhänger der Grand Old Party (GOP). Niemand kann sagen, ob Trump den Wunsch oder die Kraft hat, in drei Jahren abermals zu kandidieren.

Ausserdem gibt es inzwischen ein neues Gesicht: Ron DeSantis, Gouverneur von Florida. Seit Trump im Jahr 2016 hat kein anderer amerikanischer Politiker eine solche politische Dynamik aufzuweisen. Anfang Juni schlug er Trump beim Western Conservative Summit mit 74 zu 71 Prozent. Anhänger von DeSantis sagen immer lauter, dass er all die positiven Aspekte des Trumpismus mitbringt – ohne die Unberechenbarkeit von Trump.

Widerstand gegen die Lockdown-Manie

Und er kann Erfolge vorweisen. DeSantis ist dank seines klugen Umgangs mit der Corona-Pandemie im ganzen Land bekannt. Während andere Gouverneure vor dem Altar des Facismus Opfer brachten und so taten, als folgten sie mit ihren aberwitzigen, willkürlichen und kontraproduktiven Lockdown-Massnahmen den Erkenntnissen der Wissenschaft, hat DeSantis dafür gesorgt, dass Florida weitgehend offen blieb – ungeachtet endloser Angriffe der Demokraten und ihrer Medienlakaien. Das Ergebnis? In den letzten zwölf Mo-



Neuer Star der Republikaner: Gouverneur DeSantis.

naten war Florida ein Leuchtturm der Freiheit. Zahlreiche Einwohner von Bundesstaaten wie New York, New Jersey und Kalifornien – ausnahmslos Hochburgen von Demokraten mit den entsprechenden Lockdowns – verlegten ihren Wohnsitz nach Florida. Man könnte mit einigem Recht sagen, dass DeSantis mit seinem Widerstand gegen die Lockdown- und Masken-Manie entscheidend dazu beigetragen hat, dass Amerika keine absurden und politisch motivierten Corona-Massnahmen mehr erleiden muss.

DeSantis hat sich aber nicht nur als der beste Gouverneur in Corona-Zeiten erwiesen, er kann auch eine Biografie präsentieren, die sich wie der Traum von politischen Beratern der GOP liest. DeSantis wuchs in Nordflorida in einer italienischstämmigen, katholischen Mittelschichtsfamilie auf. Schon früh war er ein Baseballstar, er studierte in Yale (war dort auch Captain der Baseballmannschaft) und anschliessend an der Harvard University. Nach seiner Promotion diente er als Marinerichter, unter anderem im Irak und in Guantánamo.

2012 schied er aus dem Militärdienst aus und bewarb sich in Jacksonville als Kongressabgeordneter. Er wurde mehrmals in diesem Amt bestätigt, kandidierte 2015 für den Senat (zog die Bewerbung aber zurück, als Marco Rubio

beschloss, ein zweites Mal anzutreten) und setzte sich 2018 bei den Gouverneurswahlen knapp gegen Andrew Gillum durch. Seitdem strahlt sein Stern nur noch heller.

DeSantis hat sich in all den Jahren als zuverlässiger, in seinen Überzeugungen gefestigter Konservativer erwiesen. Die National Rifle Association lobt ihn in den höchsten Tönen wegen seines Eintretens für das Recht auf Waffenbesitz. Er ist dagegen, dass einzelne Städte illegalen Migranten Asyl bieten, und er ist ein leidenschaftlicher Abtreibungsgegner. Es gibt nichts in seinem konservativen Programm, was je ernsthaft in Frage gestellt wurde. Ob es die Zensur der Internetgiganten ist, die

er scharf kritisiert, ob er angesichts der Forderung nach Impfpässen für medizinische Privatsphäre eintritt oder die Indoktrination durch Critical Race Theory ablehnt – DeSantis erringt immer neue Siege für die Republikaner.

Trump als Königsmacher?

Wird Donald Trump beschliessen, als Königsmacher für Ron einzutreten, oder wird er den (deutlich) jüngeren Gouverneur bitten, sich noch vier Jahre zu gedulden, damit er ein letztes Mal versuchen kann, das Weisse Haus zu erobern? Für die Republikaner ist das die grosse Frage. Insider aus beiden Lagern bestätigen, dass DeSantis und Trump ein herzliches Verhältnis haben, und Ron bringt dem 45. Präsidenten tiefen Respekt entgegen.

Aber Millionen Konservative haben zunehmend den Eindruck, dass ihre Partei faktisch von DeSantis geführt werde, und diese Wahrnehmung dürfte sich in den nächsten Monaten noch verstärken.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Buck Sexton hat die Nachfolge des legendären Talkmasters Rush Limbaugh übernommen. Die «Clay Travis & Buck Sexton Show» wird täglich amerikaweit auf Premiere Networks ausgestrahlt.

Radio linksausen

SRF-Direktorin Nathalie Wappler will mit ihrer «digital first»-Strategie die Jugend erreichen. Der Kanal dafür heisst SRF Virus. Was wird dort eigentlich gesendet?

Roman Zeller

Das Interview mit Alain Berset glich einer Heiligsprechung: «Ich küsse Ihre Ehrenglatze», schmeichelte das Jugendformat SRF Virus dem SP-Bundesrat. Der Journalist sprach von seinem «persönlichen Lieblingsvideo», selbst Berset war sprachlos.

Im April 2020 bauchpinselte ein anderer Moderator den gleichen Minister, als sich dieser zum «Insta Live»-Gespräch zuschaltete: «Sie sehen top aus mit den Kopfhörern.» Die Lobhudeleien gipfelten im Techno-Mix, den die jungen SRF-Mitarbeiter Berset und Sommaruga widmeten: «Bleiben Sie zuhause» wurde zum Youtube-Schlager, auf dem Instagram-Kanal von SRF Virus erhielt der Clip allerdings keine 6000 Aufrufe.

Nur 30 000 Menschen folgen dem Social-Media-Profil, das SRF-Direktorin Nathalie Wappler unbedingt fördern will: «digital first» lautet ihre Strategie, die sie mit staatlichen Gebühren finanziert. Zum Vergleich: Private Kanäle wie Radio Energy erreichen fast zehn Mal so viele Menschen wie SRF Virus, selbst *Watson* hat vier Mal mehr Follower.

Trotzdem drängt Wappler dorthin, wo sich die jungen Menschen aufhalten, ins Internet. Höchste Zeit also, das digitale Aushängeformat SRF Virus genauer unter die Lupe zu nehmen.

Aus Überzeugung gendern

Als Adresse für «aktuelle Themen aus dem Hip-Hop-Kosmos» beschreibt sich die Redaktion auf ihrem Instagram-Profil. Das stimmt auf den ersten Blick. Wer aber durchscrollt, findet in rund der Hälfte der Fälle politische Inhalte. Ein Schwerpunkt liegt bei der Identitätspolitik. Seit März 2020 verzieren Gendersternchen SRF Virus. Auf einen empörten User-Kommentar antwortete die Redaktion: «Nur, weil der Genderstern nicht vom Regelwerk abgedeckt ist, heisst das nicht, dass er falsch ist.» Gegendert wird aus Überzeugung.

Transmensch Flynn lasse sich wie auch Suad und Lou «nicht so einfach in eine Schublade stecken» – *nonbinary*. Dass Autos hupen, wenn die lesbische Hanna ihre Freundin auf der Strasse küsst, weiss das Format «True Talk», «Schluss mit Vorurteilen». Und Tobi ist einer von vie-

len, der sein Coming-out erklärt. Es scheint, als habe sich SRF Virus auf die Regenbogenfahne geschrieben, jedes Outing zu dokumentieren. Die Formate «Kreuz & Queer» oder «Schlussendlich schwul» belegen diese Vermutung. Im Pride-Monat Juni veröffentlichte der Film- und Serienexperte seine «LGBTQ-Film-&Serien-Tipps», die man «gesehen haben muss».

Auf der Plattform finden sich Gespräche mit Künstlern, vorwiegend mit Rappern. «Alltagsrassismus» ist ein Dauerbrenner. Mit Fragen dazu wurde auch Bundesrat Berset konfrontiert, als «Vorsteher der Rassismuskommission». «Wie erlebst du das Thema Rassismus in der Schweiz?», will das gebührenfinanzierte SRF Virus am #Blackoutuesday wissen und teilt ein schwarzes Bild. So solidarisierte sich der Sender mit der «Black Lives Matter»-Bewegung.

Ein deutscher Rapper darf unwidersprochen den Rassismusbegriff neu definieren: «Alles, was Betroffene betroffen macht, ist rassistisch.» Die Botschaft lautet: «Informier dich!», dann sei alles glasklar. Wer anders denkt, ist uninformiert, also dumm.

Nach einem ähnlichen Raster verläuft die Klimadebatte. «Interessieren sich Musiker fürs Klima?», so die rhetorische Frage. Vorwurfsvoller richtet sich SRF Virus an sein junges Zielpublikum: «Was tut ihr eigentlich fürs Klima?»



„Haben Sie auch Pflanzen?“

«Streiken!», würde Schülerin Fina antworten. Porträtiert wird mehrteilig auch ein Klimaaktivist, der über die Banken wettet. Danach erklärt eine Redaktorin eingehend den Klimanotstand.

Im «True Life»-Format von SRF Virus, zu Deutsch: «Echtes Leben», erklärt Mattia: «Als Aktivist muss man früher oder später Gesetze brechen.» Für seinen Klimaaktivismus pausiert er mit dem Studium, finanziell unterstützt werde er von seinen Eltern.

Funciello und Rosenwasser

Mit «Dreifach diskriminiert» wird das Video über SP-Nationalrätin Tamara Funciello betitelt. Grund: Ausländerin, Frau, bisexuell. Der Beitrag von Philippe wird mit dem Hashtag «Antikapitalistisches Statement» angereichert.

LGBTQ-Aktivistin Anna Rosenwasser, Dauergast bei SRF Virus, sei hauptberuflich «lesbisch», sitzt in einem Antifa-Shirt im «Tabula Rasa»-Talk. An ihrem Gegenüber stört sie sich, weil er auf Social Media seine Reichweite nicht politisch nutze.

Um sich die Innerschweizer Stadt Zug erklären zu lassen, findet Moderator Pablo Rasputin, wie er sich auf Instagram nennt, Dino, den «kulturellen Langhaar-Sozi». «Was git's, Bro?», fragt «Pablito», ebenfalls langhaarig. Der Umgang der beiden wirkt so vertraut wie ihre gemeinsame Weltanschauung. Pablos Befund: Es gebe Leute, denen gehe es scheisse. «Also lass uns denen helfen.»

Ähnlich voreingenommen ist seine Reporterkollegin beim «Marsch fürs Läbe». Wie man gegen Abtreibungen sein könne, verstehe sie beim besten Willen nicht: «Ich finde, ich alleine entscheide über meinen Körper.» Auch die Erkenntnis, dass «unser Parlament voller alter, verheirateter Männer» sei, treibt sie um. Die 29-Jährige fühle sich «fast gar nicht» vertreten.

Zwar ohne Emojis, dafür mit Hashtags verzierte der Jugendkanal 2014 seinen ersten Post: #Ratema1, war eines davon. «Wichtigstes Kriterium, um bei SRF Virus arbeiten zu dürfen», lautete die dazugehörige Frage. «Linkssein», könnte heute die Antwort lauten.

Netzwerke des Terrors

Dschihadisten schlagen vermehrt wieder in Europa zu. Wer steckt dahinter? Spuren führen auch in die Schweiz.

Saïda Keller-Messahli

Die Verhaftung der drei Männer war ein Eklat. Vor ein paar Wochen wurden der höchste Muslim Spaniens, Mohamad Ayman Adlbi, Arzt, 74, ursprünglich Syrer, Präsident der Islamischen Kommission Spaniens (CIE), des wichtigsten Islamverbandes und Ansprechpartners für Behörden und Regierung, sowie zwei weitere Mitglieder der Organisation nach umfangreichen Ermittlungen verhaftet. Der Vorwurf: Sie hätten seit Jahren ein Netzwerk zur Finanzierung von al-Qaida unterhalten.

Die CIE, in der alle Islamorganisationen des Landes vertreten sind, wird beschuldigt, unter dem Deckmantel der humanitären Hilfe für syrische Waisenkinder die Terrororganisation al-Qaida und ein Trainingslager für künftige Dschihadisten finanziert zu haben.

Auch in Österreich wird seit Anfang November 2020 wegen Terrorfinanzierung ermittelt. Konkret geht es um Personen, die der Hamas und der Muslimbruderschaft angehören oder diese finanziell unterstützen. Im Zuge der Ermittlungen stiess man auf eine «Feindesliste» mit den Namen von vierzig Personen, die dafür bekannt seien, Vertreter des politischen Islam zu kritisieren.

Die Polizeieinsätze zeigen, dass europäische Länder zunehmend die Bedrohung und die Gefahr, die von sogenannten Soft-Power-Akteuren ausgehen, erkannt zu haben scheinen. Jahrzehnte der Toleranz insbesondere gegenüber der Muslimbruderschaft haben dazu geführt, dass viele islamistische Gruppen mitten in den Institutionen der demokratischen Gesellschaft angekommen sind und nur im Ausnahmefall wirklich erkannt werden.

Kampfbegriff «Islamophobie»

Die Enthauptung des französischen Lehrers Samuel Paty Mitte Oktober 2020 durch einen achtzehnjährigen Tschetschenen war nur eine tragische Wegmarke, die zu konkreten Massnahmen von Seiten der Behörden hätte führen müssen. Statt einer dringend nötigen Debatte über den Umgang mit einem aggressiv auftretenden politischen Islam in einer Demo-

kratie wurde die Diskussion durch eine Welle öffentlicher Anschuldigungen von «Islamophobie» und «antimuslimischem Rassismus» zum Stillstand gebracht. Nur zwei Wochen später schritt ein Dschihadist in Wien zur Tat, erschoss vier Personen und verletzte weitere dreiundzwanzig.

Ende März 2021 musste wieder ein Lehrer, diesmal in der nordenglischen Stadt Batley, aus Sicherheitsgründen untertauchen, nachdem er im Religionsunterricht eine Karikatur des Propheten Mohammed gezeigt und mit

Es ist, als habe man neuerdings Angst vor Religionskritik, dem Kind der Aufklärung.

seinen Schülern besprochen hatte. Islamisten und deren Organisationen hatten bewirkt, dass der Lehrer der Batley Grammar School, anstatt Unterstützung von der Regierung und der Bildungseinrichtung zu erhalten, suspendiert wurde und die Schule sich öffentlich entschuldigen musste.

Der Kampfbegriff «Islamophobie» wurde dem Lehrer aufgedrückt. Dass er selbst mit einer Muslimin verheiratet ist, passte nicht ins Konzept und war egal. Heute geben selbst Weltkonzerne wie Danone nach, wenn von «Islamophobie» die Rede ist – ein Begriff, der vor allem dazu dient, berechnete Islamkritik zu unterbinden. Vor einigen Tagen ergoss sich ein Shitstorm über den Konzern, als er es wagte, zu-

fällig am ersten Tag des islamischen heiligen Monats Ramadan mit einem Tweet für sein Wasser Evian zu werben. «Intolerant», «islamophob», «rassistisch», «inakzeptabel», hiess es, und der Konzern sah sich gezwungen, sich dafür öffentlich zu entschuldigen. Islamistische Fanatiker sorgen konstant für Einschüchterung und Psychoterror.

Zweimal in die Waadt eingeladen

Intellektuelle wie der in der Schweiz geborene und aufgewachsene Enkel des Gründers der ägyptischen Muslimbruderschaft, Tariq Ramadan, setzen die Propaganda des politischen Islam und den Opferdiskurs der Islamisten mit subtilen Botschaften fort. Seit der Schweizer Bürger wegen Vergewaltigung zahlreichen Strafprozessen entgegenblickt, hat sich sein sonst so erhabener Tonfall deutlich verschärft.

In seinem bald erscheinenden Rap-Album «Traversées» zielt er auf ein jüngeres Publikum ab. Der Wortlaut, der scheinbar eine Geschichte von Leid und Brüderlichkeit erzählen soll, kommt eher einer Kriegserklärung an alle westlichen Demokratien gleich. Er, dessen Vater 1958 Asyl in der Schweiz erhalten hatte, er, den vor allem linke Medienschaffende und Politiker in der Schweiz und in Frankreich zum Superstar des Islam emporstilisierten hatten, stilisiert sich damit selbst zum Opfer des Westens, des Kolonialismus und des Rassismus hinauf und punktet bei seinen Anhängern.

Auch der Terrorist, der an einem heiligen Freitag des heiligen Monats Ramadan einer Polizeibeamtin und Mutter zweier Kinder im Pariser Vorort Rambouillet die Kehle durchgeschnitten hatte, war ein Anhänger der Muslimbruderschaft und des Tariq Ramadan. In den sozialen Medien gab er sich bigott und berauschte sich an den Predigten führender Kaderleute der Muslimbruderschaft wie Ali al-Qaradaghi und Omar Abd al-Kafi. Als Mitglied einer Facebook-Gruppe von Anhängern des Tariq Ramadan warb er für dessen Predigten und Kampagnen gegen «Islamophobie».

Ab Ende Oktober 2020 präsentierte er sich als Teil einer Kampagne namens «Respect Moha-





Anhänger Tariq Ramadans: Facebook-Post des Terroristen von Rambouillet.

med», die von mehreren seiner Kontakte sowie einer Buchhandlung in seinem tunesischen Geburtsort getragen war. Sie alle traten online mit demselben Logo auf, welches als Drohung bei «Beleidigung des Propheten Mohammed» zu interpretieren ist.

Seine spirituelle Referenz war der salafistische tunesische Prediger Béchir Ben Hassen, ein Extremist, dessen Predigten in Tunesien verboten sind, der jedoch als französischer Bürger frei in einem Vorort von Paris und online als Brandbeschleuniger wirken kann. Zusammen mit dem Täter von Nizza, Mohamed Lahouaiej Bouhlef, der vor bald fünf Jahren 86 Menschen getötet hatte, stammen alle drei Extremisten aus demselben Ort in Tunesien und waren befreundet. Es verband sie eine islamistische, menschenverachtende Ideologie.

Millionen Dollar aus den Golfstaaten

Der vom Bund mit Steuergeldern alimentierte Dachverband der Moscheen im Kanton Waadt (UVAM) sollte mit dem Geld im Rahmen des Nationalen Aktionsplans zur Verhinderung und Bekämpfung von Radikalisierung und gewalttätigem Extremismus islamistische Radikalisierung verhindern. Dass Mitglieder des Verbands ausgerechnet den in Saudi-Arabien ausgebildeten Brandstifter Béchir Ben Hassen, die Referenz beider Terroristen von Nizza und Rambouillet, zweimal in die Waadt eingeladen

haben, scheint den Behörden entweder nicht bekannt oder einfach egal zu sein.

Es ist, als wage man gewisse Tatsachen rund um den politischen Islam nicht auszusprechen, als habe man neuerdings Angst vor Religionskritik, dem Kind der Aufklärung. Vieles deutet auf eine Verschiebung der Gesellschaft hin, die in der Vergangenheit von einem evidenzbasierten Diskurs angetrieben wurde, zu einer polarisierten Gesellschaft, in der Vernunft und Logik durch religiöse Propaganda und islamistische Aktivisten zum Schweigen gebracht werden.

In den vergangenen Jahrzehnten haben Lobby-Organisationen in Brüssel mit Verbindungen zur Muslimbruderschaft wie Femyo (Forum der Europäischen Muslimischen Jugend- und Studentenorganisationen), FIOE (Föderation Islamischer Organisationen in Europa) oder MdF (Musulmans de France, vormals UOIF – Union islamischer Organisationen in Frankreich) und ECFR (Europäischer Rat für Fatwas und Forschung), dem Ali al-Qaradaghi ebenso angehört wie die Islamische Kommission Spaniens, ihr operatives Netzwerk über ganz Europa ausgebreitet und sich in den meisten Fällen als enge und vertrauenswürdige Partner ihrer lokalen Regierung positioniert.

Aus dieser Lage heraus nutzen sie ihre Soft Power, um ihre Aktivitäten fortzusetzen und radikale Gruppierungen im In- und Ausland

zu unterstützen. So geht gerne vergessen, dass die islamistische, terroristische Organisation Hamas (arab. Eifer) von drei Mitgliedern der Muslimbruderschaft gegründet wurde und heute weiter als Flügel der Muslimbruderschaft den Tod von zahlreichen unschuldigen Zivilisten – Palästinenser und Israeli – in Kauf nimmt.

Dank dem Opferdiskurs der «Islamophobie» gedeihen diese Gruppen weiter. Abgesehen vom ihnen gewährten Zugang zu Geldtöpfen

Hassprediger mit einer menschenfeindlichen Agenda dürfen nicht länger toleriert werden.

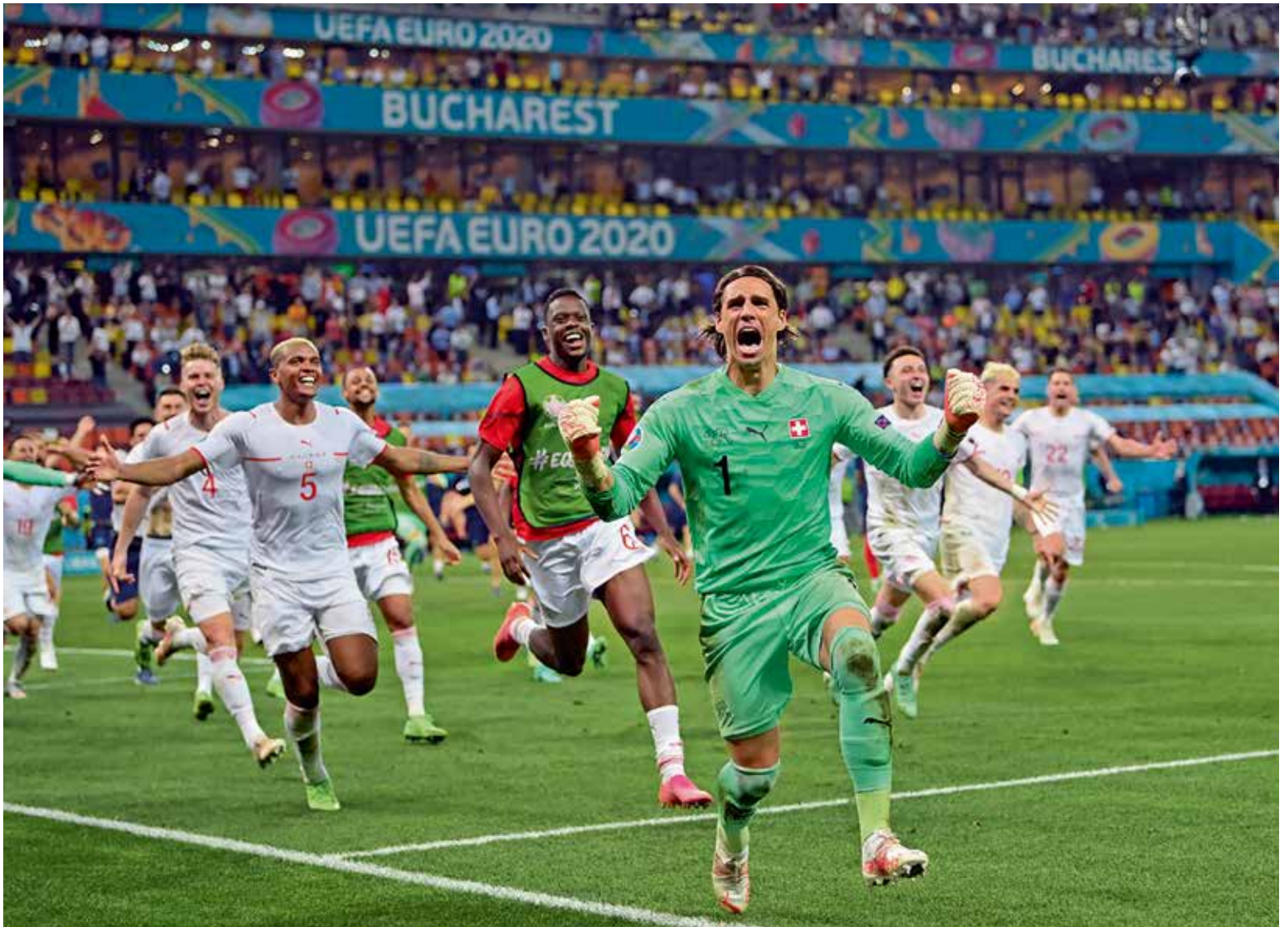
der EU-Kommission, fliessen zusätzliche Millionen Dollar aus den Golfstaaten in ihre Koranschulen, Moscheen und Kulturzentren, wie von den französischen Journalisten Chesnot und Malbrunot in ihrem vielbeachteten Buch «Qatar Papers» aufgedeckt worden ist.

Fast überall versagt

Nach all diesen Ereignissen muss den Behörden mehr denn je klar sein, dass in den letzten Jahrzehnten die europäische Islampolitik fast überall versagt hat. Es liegt an der Politik, klärend einzugreifen. Dieser Prozess muss damit beginnen, neue Kooperationspartner zu finden, die einen liberalen, rein spirituellen, nicht politischen und mit demokratischen und humanistischen Werten harmonisierenden Islam vertreten, um sich mit deren Hilfe konstruktiv Fragen des politischen Miteinanders zu widmen und sich nicht länger vom politischen Islam der Islamverbände und deren Organisationen vor sich hertreiben zu lassen.

Hass- und Intoleranzprediger mit einer menschenfeindlichen Agenda dürfen nicht länger toleriert werden. Die verantwortlichen Behörden sollten sich von unabhängigen Experten beraten lassen. Dem österreichischen Beispiel folgend, hat sich jüngst auch das deutsche Bundesinnenministerium einen «Expertenkreis Politischer Islam» eingesetzt, der die Behörden wissenschaftlich beraten soll. Die grosse Mehrheit der muslimischen Bevölkerung Europas ist weder in Moscheen noch in deren Verbänden organisiert und hat mit dem politischen Islam der Muslimbruderschaft nichts zu tun. Diese laizistische, freiheitsliebende, liberale und demokratische Mehrheit gilt es bedingungslos zu stärken.

Saïda Keller-Messahli ist eine tunesisch-schweizerische Autorin und Islamismus-Expertin. Zuletzt von ihr erschienen: Islamistische Drehscheibe Schweiz. Ein Blick hinter die Kulissen der Moscheen. NZZ Libro. 152 S., Fr. 24.–
Im Internet ist ihr Dokumentarfilm über die Muslimbruderschaft in Europa zu sehen: <https://vimeo.com/401601506/634b8a293>



Es war ein verdienter, ein grandioser Sieg: Schweizer Nationalteam am Montagabend.

Heroische Mannschaftsleistung

Meine Frau und ich überlegten in unserem Jubel, ob wir nicht die Schweizer Staatsbürgerschaft beantragen sollten.

Rod Liddle

Ich versuche, mir in Erinnerung zu rufen, ob es in den vergangenen fünfzehn Jahren meines Lebens etwas gegeben hat, das mir ähnlich viel Vergnügen bereitet hat wie der Abend, an dem ich mitverfolgte, wie der Favorit Frankreich von den Schweizern aus der Euro 2020 gekickt wurde. Vermutlich käme die Geburt meiner Tochter dem ziemlich nahe – ach ja, und die Brexit-Abstimmung 2016 mit unserer Entscheidung, aus der Europäischen

Union auszutreten. Aber sonst nicht viel. Als Engländer finde ich die Franzosen natürlich unerfreulich, aber ihre Überheblichkeit, ihre Übellaunigkeit und ihr mangelnder Teamgeist sind mir wirklich sehr unsympathisch, so talentiert sie als Individuen auch sein mögen. Sie scheinen einander nicht gut leiden zu können, und die Hälfte des Teams weigert sich, die Nationalhymne mitzusingen. Sie schauen finstern drein, sind wütend und wirken immer be-

leidigt – unablässig auf der Suche nach einer Chance, sich als Opfer darzustellen und andere für ihre eigenen Versäumnisse verantwortlich machen zu können.

Probleme der Reichsten

Dieses Turnier führt uns vor Augen, dass Mannschaften, die als Team spielen, stolz, resilient und engagiert, den reichsten und prominentesten Gegnern Probleme bereiten können. Die

Ungarn hätten Deutschland fast geschlagen. Die Dänen fertigten Russland ab, die (neben Mexiko) schwächste Fussballmannschaft der Welt. Die schlauen, pfliffigen Tschechen klatschten die Niederlande an die Wand. Und die Schweizer besiegten glorreich Frankreich – zum ersten Mal in einer Knockout-Runde seit der Besetzung des Sudetenlands durch die deutsche Wehrmacht. Es war ein verdienter, ein grandioser Sieg. Ein Schweizer Team, bestehend hauptsächlich aus Balkan-Schweizern, spielte deutlich besser als die französische Mannschaft, die hauptsächlich aus nordafrikanischstämmigen Spielern bestand. Vielleicht hat es damit zu tun, dass die albanischen, kroatischen und bosnischen Schweizer keinen Grund haben, das Land, für das sie spielen, zu verachten, während die frankofonen Nordafrikaner nicht ganz unbegründete Ressentiments gegenüber ihren einstigen Kolonialherren hegen. Oder vielleicht ist es einfach so, dass die Schweizer Spieler weniger eingenommen von sich sind als die Franzosen und daher nichts dabei finden, noch einen Gang zuzulegen, wie es so schön heisst.

Die Talentiertheit der Franzosen dürfte niemand bezweifeln. Aber diese Euro könnte das Turnier sein, in dem sich der Fussball endgültig und zum Glück vom Tiki-Taka verabschiedet, jener öden, von Pep Guardiola vererbten Spielweise. Die Spanier, die herausragendsten Vertreter dieses aussterbenden Genres, haben schon gezeigt, dass diese ganzen vortrefflich abgezirkelten Pässe ihnen nicht viel bringen. Die Schweiz sollte vor ihnen keine Angst haben. 85 Prozent Ballbesitz sind gut und schön, aber man muss etwas damit anfangen. Ich habe gesehen,

Die Franzosen schauen finster drein, sind wütend und wirken immer beleidigt.

wie Kylian Mbappé und seine Jungs ein wunderschönes, allerdings wirkungsloses Netz um den Schweizer Strafraum spannten. Und dann habe ich einen richtigen Fussballmoment gesehen, als ein Schweizer den Ball in den gegnerischen Strafraum spielte und ein langer Typ hochsprang und ihn ins Tor köpfte. Die perfekte Antwort auf läppisches Tiki-Taka. Es war Haris Seferovic – und er machte, dass ich aufsprang und laut jubelte.

Tatsächlich hätte die Schweiz das Spiel innerhalb der regulären Spielzeit gewinnen können, vielleicht sogar gewinnen müssen, trotz verschossenem Penalty und einem wegen Abseits nicht anerkannten Tor. Von der Schweiz ging immer eine grössere Gefahr aus. Aber dieser verschossene Penalty – und ein Hinweis für Vladimir Petkovic: «Wenn Ihr Team wieder ein Penalty zugesprochen bekommt, lassen Sie nicht Ricardo Rodríguez antreten»; es sei denn, alle anderen Spieler wurden entweder mehrfach amputiert oder sind tot. Rodríguez

leistet dem Schweizer Fussball gute Dienste, aber er ist kein guter Penalty-Vollstrecker. Als er auf den Punkt zuing, schien er irgendwie erschrocken.

Mann des Tages

Dieser vergebene Penalty veränderte kurzzeitig die Stimmung, denn der Weltmeister erkannte plötzlich, dass es hier um Fussball ging. Die Franzosen schossen drei Tore binnen achtzehn

Die Schweizer Konter waren präzise, schnell und tödlich.

Minuten, davon zwei durch den talentierten, aber grauenhaften Karim Benzema. (Ich hoffe, Karim wird stolz an diese Momente zurückdenken, wenn er im Herbst wegen Erpressung vor Gericht steht.) In dieser Situation hätte niemand mehr an die Schweizer geglaubt. Dann wurde dieser schlaksige, eitle Gockel Olivier Giroud eingewechselt (Mbappé und Benzema können ihn offenbar nicht leiden), und die Franzosen wurden unachtsam. Unachtsamkeit ist immer gefährlich. Die Schweizer Konter waren präzise, schnell und tödlich – so, wie man eben Fussball spielt. Und plötzlich waren wir in der Verlängerung.

Und dann dieses lächerliche und wunderbare Glücksspiel namens Penaltyschiessen. Der letzte Ball. Alle Welt spricht nun von Kylian Mbappés Pech – welche Ironie, dass der gefragteste junge Spieler der Welt das Schicksal Frankreichs besiegelte. Aber es war kein schlechter Schuss, ganz und gar nicht – nur eben eine grandiose Rettungstat von Sommer, der mehr Lob verdient, als er bekam. In dieser Situation überlegten meine Frau und ich in unserem Jubel, ob wir nicht die Schweizer Staatsbürgerschaft beantragen sollten, aus Respekt und Solidarität.

Mann des Tages war natürlich Granit Xhaka (ein wunderbarer Name für einen Fussballer). Seit dem Spiel wird er auf 100 Millionen Pfund bewertet – die Hälfte wäre ausgesprochen günstig. Aber in Wahrheit ging es um eine heroische Mannschaftsleistung, nicht um einzelne Spieler. Am Ende waren es die einzelnen Spieler, die auf den Knien waren, den Kopf in den Händen. Das Team jubelte überschwänglich. Weiter so, Schweiz! Die Spanier werden den Match am Montagabend verfolgt haben, und was sie sahen, dürfte ihnen nicht gefallen haben. Die Schweiz muss vor niemandem mehr Angst haben.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Rod Liddle ist Kolumnist der *Sunday Times*, des *Spectator* und der *Sun*. Er schreibt hauptsächlich über politische und kulturelle Themen. Er wurde in Südlondon geboren und ist ein Anhänger des FC Millwall. Er ist verheiratet, hat drei Kinder und lebt in Kent. Er ist Mitglied der Social Democratic Party (SDP) und nicht sonderlich *woke*.

Grapscher aus Eritrea: Urlaub mit Bergsicht

1087 Franken muss ein zwanzigjähriger Eritreer an die Staatskasse bezahlen, weil er mich vor ein paar Monaten auf offener Strasse im Beisein meines Partners begripschte («Liebesgrüsse aus Afrika», *Weltwoche* Nr. 4/21). Davon 200 Franken Busse, die er im Falle schuldhafter Nichtzahlung durch eine Ersatzfreiheitsstrafe von zwei Tagen absitzen muss.

Nur: Bezahlen wird er wahrscheinlich gar nichts. Denn der Strafbefehl ging in Kopie nicht nur an die Kantonspolizei meines Wohnkantons, sondern auch an die Fremdenpolizei. Der Täter ist offenbar Asylant, die restlichen Gebühren von summa summarum 887 Franken wird also ziemlich sicher der Sozialstaat berappen. Und die mögliche Ersatzfreiheitsstrafe für 200 Franken?

Schlag ins Gesicht jeder Frau

Die Justizvollzugsanstalt, die in meinem Wohnkanton für den Vollzug der Ersatzfreiheitsstrafen zuständig ist, rühmt sich damit, das modernste Gefängnis der Schweiz zu sein. Basketballfeld, Bergsicht, zwölf Quadratmeter grosse Zellen mit hellen Holzmöbeln und «sonnengelbem» Fussboden. Für 24 Franken pro Monat gibt's einen Fernseher extra, für weitere 15 Franken pro Monat gibt's einen Computer ohne Internetanschluss, wie das *Migros-Magazin* jüngst berichtete.

Nur: Wie soll ein Täter so etwas lernen? Frauen begripschen, danach zwei Tage Urlaub auf Staatskosten (Bergpanorama, sportliche Betätigung und servierte Mahlzeiten inbegriffen) – und dann wieder zurück ins normale Leben, während die Gesellschaft alles berappt?

Das ist ein Schlag ins Gesicht jeder Frau, die sich zu wehren weiss. Wofür überhaupt noch Strafanzeige einreichen, wenn man sowieso so gut wie keine Handhabe hat, sich angemessen zu wehren? Und: Nicht selten wird man als Opfer, wenn der Täter aus einer fremden Kultur stammt, mundtot gemacht. Politisch Korrekte und ihre Verbündeten verbannen einen subito in die rechtsextremistische Ecke – nur nicht über das sprechen, was nicht sein darf.

In der Zwischenzeit ist mir der Täter bestens gelaunt wieder über den Weg gelaufen. Allzu sehr scheint er von unserem Justizsystem nicht beeindruckt zu sein. Man kann es ihm nicht verdenken.

Nicole Ruggle

Feiglinge im Bundeshaus

Eine Mehrheit der Mitte-Parlamentarier lehnt die «Ehe für alle» ab. Doch im Abstimmungskampf ducken sie sich weg.

Marcel Odermatt

Geht es nach dem Willen des Bundesrats sowie einer Mehrheit des National- und Ständerats, können gleichgeschlechtliche Paare in der Schweiz bald heiraten. Bis dato haben diese die Möglichkeit, ihre Beziehung eintragen zu lassen.

Für die Befürworter der sogenannten Ehe für alle reicht das nicht. In vielen wichtigen Bereichen, etwa bei der Einbürgerung, der Adoption, dem Schutz der Familie, der Witwenrente oder dem Zugang zur Fortpflanzungsmedizin, hätten sie nämlich deutlich weniger Rechte als Verheiratete.

Neben der SVP und der EVP kämpften im Parlament auch Exponenten der Mitte-Partei – die ehemaligen Christlichdemokraten (CVP) – gegen diese Reform. Im Nationalrat lehnten elf Mitte-Vertreter in der entscheidenden Abstimmung am 18. Dezember die Vorlage ab, darunter Philipp Matthias Bregy, der inzwischen zum Fraktionschef aufgestiegen ist; neun stimmten zu, vier gaben kein Verdikt ab.

Etwas ausgewogener war die Stimmung unter den Mitte-Politikern im Ständerat: Fünf lehnten die Gesetzesrevision ab, vier befürworteten sie, vier enthielten sich der Stimme. Unter dem Strich war die Meinung in der Fraktion somit klar: Eine knappe Mehrheit möchte nicht, dass homosexuelle Beziehungen dem Bündnis zwischen Mann und Frau gleichgestellt werden.

Überraschende Wendungen

In der Folge wurde erfolgreich das Referendum ergriffen. Demonstranten versuchten die Übergabe der Unterschriften bei der Bundeskanzlei im April zu verhindern. Das gelang den Aktivisten nicht. Am 26. September entscheidet nun der Souverän über das Geschäft.

Wer nun erwartet, dass sich die konservativen Mitte-Vertreter kritisch mit der Vorlage auseinandersetzen, dürfte in den nächsten Wochen überrascht werden. Diese möchten mit dem Volksentscheid am liebsten gar nichts zu tun haben, agieren als Scheinheilige. Der Mut, für ihre Überzeugung einzutreten, ist weg. Fraktionschef Bregy: «Letztlich ist das



Rückzug: Parteipräsident Pfister.



Jeder für sich: Fraktionschef Bregy.

eine gesellschaftspolitische Frage, die jede und jeder für sich selbst beantworten muss. Ich persönlich werde die Vorlage zur «Ehe für alle» ablehnen.» Sie widerspreche nach seiner Auffassung insbesondere im Bereich der Samenspende für lesbische Paare der Verfassung. «Die Mehrheiten im Parlament waren aber so klar, dass ich mich entschieden habe,

Andere wie der Ständerat Stefan Engler flüchten sich in eine juristische Argumentation,

keinem Referendumskomitee beizutreten. Aus diesem Grund werde ich mich im Wahlkampf auch nicht weiter engagieren», so der Walliser Nationalrat.

In Zurückhaltung übt sich auch der Tessiner Volksvertreter Fabio Regazzi, der im Dezember in der Schlussabstimmung ebenfalls nichts von der «Ehe für alle» wissen wollte. Der Präsident des Gewerbeverbandes erklärt auf Anfrage, dass seine Organisation keine Abstimmungs-

empfehlung abgebe. Man werde sich in dieser Frage nicht positionieren. Der Gewerbeverband werde keine Parole fassen.

Kein Engagement für seine Überzeugung will auch Martin Candinas zeigen: «Ich habe das Gesetz im Rat abgelehnt und bleibe bei meinem Nein», sagt der Bündner Politiker. Er habe aber das Referendum nicht unterzeichnet, sei nicht im Referendumskomitee und werde sich auch im Abstimmungskampf nicht aktiv einbringen. «Für mich hat die Vorlage schlichtweg keine Priorität», windet er sich.

Andere wie der Ständerat Stefan Engler flüchten sich in eine juristische Argumentation, um den Abstimmungskampf an der Seitenlinie verbringen zu können. «Ich habe die Vorlage abgelehnt, weil ich nicht damit einverstanden war, die «Ehe für alle» auf dem Weg einer Gesetzesänderung einzuführen und nicht über ein obligatorisches Referendum», erklärt der Churer Rechtsanwalt.

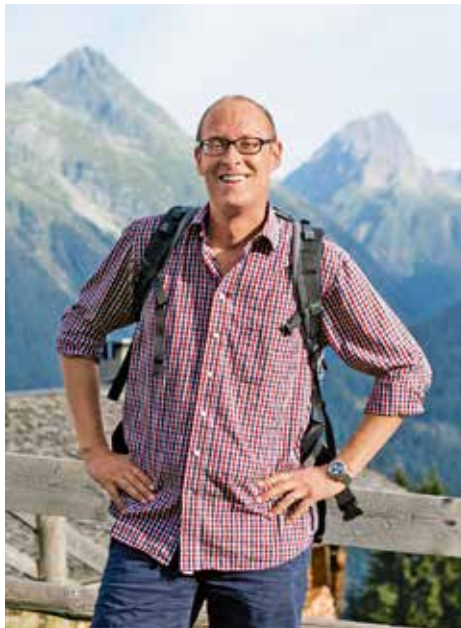
Dabei ist das genau eines der Hauptargumente, mit denen die Kontrahenten den Souverän von einer Ablehnung überzeugen

wollen. Die «Ehe für alle» mit der möglichen Samenspende für lesbische Paare führe zu gesetzlich vorgesehener Vaterlosigkeit und Identitätsproblemen der betroffenen Kinder, argumentieren sie. Bundesgericht und Bundesrat hätten das Recht auf Ehe stets als eine auf Dauer angelegte Lebensgemeinschaft von Frau und Mann interpretiert. Nur die Verbindung von Mann und Frau habe aus sich heraus die Fähigkeit zur Weitergabe des Lebens, weshalb sie als zentraler Eckpfeiler von Gesellschaft und Staat zu schützen sei. Es sei deshalb «klar verfassungswidrig», die «Ehe für alle» mit einer blossen Gesetzesänderung einzuführen.

«Mann und Frau»

Dass diese Mitte-Partei-Exponenten den Kopf in den Sand stecken und sich nicht der Auseinandersetzung stellen wollen, erstaunt eigentlich. Immerhin war es die gleiche Seite, die noch vor fünf Jahren mit der Initiative «Gegen die Heiratsstrafe» ein Anliegen vors Volk brachte, das die Ehe in der Verfassung explizit als «Lebensgemeinschaft von Mann und Frau» definiert hätte. Diese Abstimmung ging zwar verloren, der Bund hatte aber falsche Zahlen kommuniziert. Die damalige CVP bekam recht, der Urnengang hätte wiederholt werden müssen. Die Partei machte jedoch einen Rückzieher. Sie plant nun eine Neuauflage, die auf eine Definition der Ehe verzichtet.

Diese Zurückhaltung ist mit dem Zeitgeist zu erklären: Wer will schon den Eindruck erwecken, er oder sie habe etwas gegen Homosexuelle oder Gleichberechtigung? Der Druck ist gross. Ein Beispiel: Im Ständerat lehnte Peter Hegglin von der Mitte-Partei die «Ehe für alle» ab. Auf Anfrage will er sich nun nicht mehr dazu äussern. Ein Schelm, wer Böses dabei denkt. Der Zuger gehört zu den Delegierten der Mobiliar-Versicherung.



«Keine Priorität»: Nationalrat Candinas.



Positionslös: Verbandspräsident Regazzi.

Das ist ein bezahlter Posten. Die früher etwas biedere Genossenschaft wirbt heute mit einem Männerpaar um Kunden. Die sogenannte Gender Diversity gehört mittlerweile zum Standard-repertoire der Firmen-PR in eigener Sache. Wenn sich Hegglin plötzlich querstellen würde und sich dem Verdacht aussetzen sollte, etwas gegen homosexuelle Beziehungen zu haben, wäre das für ihn nicht ohne finanzielles Risiko.

Genauso will auch Philipp Matthias Bregy diesem Verdacht ganz bewusst aus dem Weg gehen. Er glaubt nicht, dass er mit einer rechtlichen Argumentation in diesem Abstimmungskampf ans Ziel kommt: «Die juristische Diskussion der Verfassungsmässigkeit in der emotionalen Debatte wird wohl kaum stattfinden und könnte missverstanden wer-

den.» Auch Parteipräsident Gerhard Pfister hat sich zurückgenommen. Vor einem Jahr gehörte der Zuger Nationalrat noch zu jenen Stimmen, die eine parlamentarische Initiative der Grünliberalen zur «Ehe für alle» im Rat ablehnten. Bei der entscheidenden Schlussabstimmung enthielt er sich der Stimme, um ja kein Risiko einzugehen. Dabei dürfte der konservative Parteichef in einem halben Jahr kaum seine Meinung in dieser Frage geändert haben.

Fast schon bizarr

Immerhin: Drei Exponenten der Mitte-Partei werden ihre Opposition durchziehen, bleiben sich damit treu und widersetzen sich dem öffentlichen Druck. Die Nationalräte Thomas Rechsteiner (Appenzell-Innerrhoden), Marco Romano (Tessin) und Benjamin Roduit (Wallis) machen im gegnerischen Komitee mit. Dabei ist es seit dem letzten Freitag für die Mitte-Vertreter noch etwas leichter, sich hinter ihrer ursprünglichen Absicht zu verstecken. Die Präsidenten der Kantonalparteien beschlossen am Freitag, das Referendum abzulehnen.

Alles deutet darauf hin, dass die Befürworter des Anliegens im Frühherbst locker durchmarschieren werden. Umfragen deuten auf ein deutliches Ja hin. Zu gewinnen gibt es wohl nicht viel. Umso betrüblicher scheint es, dass die Gegner aus der Mitte mit wenigen Ausnahmen nicht bereit sind, sich zu erklären und sachlich aufzuzeigen, welche Gründe sie dazu bewogen haben, die «Ehe für alle» abzulehnen. Der Druck der LGBT-Lobby bringt sie offensichtlich zum Schweigen.

Fast schon bizarr: Was von den Befürwortern als Zeichen der Offenheit und Toleranz gewertet wird, entwickelt sich bezüglich der politischen Debattenkultur zu einem bedenklichen Abstimmungskampf.



Finanzielles Risiko? Ständerat Hegglin.



An der Seitenlinie: Ständerat Engler.

Wegen Kinderkram zu Kreuze kriechen

Wir bewegen uns im Sauseschritt ins Mittelalter zurück. Ab sofort muss sich entschuldigen, wer als Kind eine unbedachte Bemerkung geäussert hat. Billie Eilish macht es vor.

Julie Burchill

Man könnte meinen, die abendländische Gesellschaft sei noch nie so aufgeklärt gewesen wie heute, weil Wörter wie «Diversität» und «Inklusivität» verwendet werden, um alles Mögliche zu verkaufen, von Frühstücksflocken (Kellogg's herzförmige, mit Glitter überzogene Dinger namens «Together with Pride») bis zu Schlüpfern. Marks & Spencer, der grösste Unterwäscheverkitscher Grossbritanniens, hat gerade eine «inklusive» Linie präsentiert, die nun Unterwäsche in fünf Schattierungen, passend zu verschiedenen Hautfarben, umfasst. Und man fragt sich: Warum haben die Blödmänner das nicht schon viel früher getan?

Eilishs wirklicher Sündenfall

Wir bewegen uns gerade im Sauseschritt aus der Aufklärung zurück ins frühe Mittelalter, wo magisches Denken, Hysterie und Lust auf Bestrafungen vorherrschen. Allen voran beherzte Frauen müssen sich zu den Prinzipien des Woke-Seins bekennen, andernfalls fällt der woke Cybermob über sie her. Dieser lässt sich oft kaum unterscheiden von den Heteromännern, mit denen keine Frau Sex haben mag und die entsprechend frauenfeindlich unterwegs sind. Tatsache ist, dass sie verlangen, dass ihre Opfer widerrufen, sich entschuldigen und zu Kreuze kriechen. Billie Eilish ist die bisher Letzte, die man als Hexe in den Schandkorb gesteckt hat.

Noch vor einem Jahr konnte sie nichts falsch machen. Sie hatte all die Accessoires einer woken Barbie: Homeschooling, blaues Haar, Ängste und formlose Kleider, die möglicherweise auf eine Essstörung und/oder auf mangelndes Selbstbewusstsein hindeuteten, was beides in woken Kreisen einer Frau sehr gut ansteht. Im Winter 2020 postete sie Zeichnungen von Brüsten und verlor dadurch auf Instagram von einem Tag auf den andern 100 000 Follower. «LMFAOOO y'all babies», war ihre Reaktion, also ungefähr: «Ich lache mir den verfuckten Arsch ab über eure Kindereien.» Im Frühling 2021 posierte sie in Unterwäsche auf dem Cover von *Vogue*, was ihr weitere Kritik wegen mangel-

der Körperfeindlichkeit einbrachte. Nun haben berühmte Frauen immer schon ihre Körper zur Schau gestellt und sind dafür bezahlt worden. Eilishs wirklicher Sündenfall war meiner Meinung nach, dass sie denen, die von ihr Scham einforderten, in einem Post entgegnete: «Mein Ding ist, zu tun und zu lassen, was ich will.»

Wie konnte eine Frau es wagen, so etwas zu sagen? Zur Strafe tauchte wenige Wochen spä-



«Ich bin entsetzt, es ist mir peinlich»: Billie Eilish.

ter auf Tiktok ein Video der dreizehnjährigen Eilish auf, die den Hitsong «Fish» von Tyler, the Creator, mitsang, einschliesslich des Wortes «chink», eines abwertenden Wortes für «Chinesen», und der Nachahmung eines asiatischen Akzents. Nun bekam der Online-Mob endlich die Selbsterniedrigung, nach der er schon monatelang gedürstet hatte: «Ich bin entsetzt, und es ist mir peinlich [. . .] Es bricht mir total das Herz, dass das jetzt als etwas bezeichnet wird, das Leute schmerzen könnte, die es hören [. . .] Ich glaube nicht nur an Inklusion, Freundlichkeit, To-

leranz, Gerechtigkeit und Gleichheit, sondern ich habe mich auch schwer darum bemüht, auf meiner Plattform für diese Werte zu kämpfen.»

Bemerkenswert ist, dass Tyler, the Creator – der im Lauf seiner langen Karriere ununterbrochen homophobe, rassistische und misogynische Beleidigungen von sich gegeben hat und in dessen angeblich so schöpferischem Werk Vergewaltigung ein wiederkehrendes Thema ist –, dafür nie online niedergemacht worden ist. (Sein sechstes Album erscheint übrigens diese Woche.) Er ist dreissig im Gegensatz zur neunzehnjährigen Eilish, doch er ist ein Mann, weshalb er sagen darf, was er will. Schuld daran hat der Rap: Wenn dort die ganze Zeit das N-Wort auf fast schon liebevolle Weise verwendet wird, dann glauben die Kids, man könne sagen, was man wolle. Und warum sollten jene Menschen, die regelmässig als *bitches* und *hoes*, also Schlampe und Huren, bezeichnet werden, irgendjemandem mit Respekt begegnen, wenn ihnen selbst keiner entgegengebracht wird?

Sadistische Lust

Der englische Cricket-Spieler Ollie Robinson musste sich vor Kurzem entschuldigen, nachdem er aus der Nationalmannschaft geschmissen worden war, weil rassistische und sexistische Tweets, die er mit achtzehn abgesetzt hatte, bekanntgeworden waren. Eilish dagegen war damals dreizehn. Wie alt wird der nächste Prügelknabe oder das nächste Prügelmädchen sein? Acht? Schon mal was davon gehört, dass man Kindern eine Chance geben und sie nicht nach Erwachsenenmassstäben beurteilen sollte? «Seid jung, macht Blödsinn, aber seid glücklich», hiess es in einem alten Song aus den sonnigen, unschuldigen sechziger Jahren. «Seid jung, macht Blödsinn und seid verdammt dafür», lautet das Motto heutiger Erwachsener, die mit sadistischer Lust im Namen der Gerechtigkeit Kinder verfolgen wegen irgendwelchen Blödsinns, den sie einmal im Übermut gemacht haben.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Grüne Beziehungsdelikte

Heute etwas Sex-Beratung: Warum stehen grüne Politikerinnen so sehr auf männliche Journalisten?



Diese Woche endete ein Stück Schweizer Mediengeschichte. Der *Blick* stellte seine Sex-Beratung ein. Was vor vierzig Jahren mit Marta Emmenegger («Liebe Marta») begann, war ein Edelstein der volksnahen Publizistik.

Es muss also jemand in diese Lücke springen. Ich übernehme den Part.

In meiner ersten Sex-Beratung geht es um Paarbeziehungen. Die Frage: Warum verknallen sich junge und grüne Politikerinnen so häufig in ältere Männer, die als Journalisten arbeiten?

Zur Frage erst die Bestandsaufnahme. Sie wird geliefert von der People-Presse.

Corina Gredig, 33, grünliberale Nationalrätin aus Zürich, ist «im Liebesglück», wie der *Blick* jubilierte. Die zweifache Mutter ist nun in Stefan Schmid verschossen, den Chefredaktor des *St. Galler Tagblatts*. Schmid trennte sich darum von seiner Frau und seinen zwei Kindern, wobei die Ex weiterhin in seiner Redaktion sitzt.

Lisa Mazzone, 33, grüne Ständerätin aus Genf, hat es mit Christoph Lenz, dem Politikjournalisten im Hause *Blick* und dann im Hause *Tages-Anzeiger*. Details aus ihrem Liebesleben erfuhr man eben aus einem Porträt in der *Schweizer Illustrierten*. Auf den gemeinsamen ersten Sohn, sagte sie, werde nun der zweite folgen.

Aline Trede, 37, grüne Nationalrätin aus Bern, ist die Frau von Joël Widmer, erst Politikchef des *Blicks* und dann in der Chefredaktion des *Zofinger Tagblatts*. Auch hier liefert uns die *Schweizer Illustrierte* einen Blick ins Innenleben. Wenn die zwei Söhne schlafen, «gehe ich oft in den Garten», vertraute Trede der Zeitschrift an. Irène Kälin, 34, grüne Nationalrätin aus

dem Aargau, ist liiert mit Werner De Schepper, Co-Chefredaktor der *Schweizer Illustrierten* und Ex-Chef des *Blicks*. Er trennte sich von Ehefrau und zwei Kindern und fand bei ihr neues Familienglück. «Nun ist er da!», jubelte De Scheppers *Schweizer Illustrierte*, als die beiden ihr Baby bekamen.

Es ist eine kuriose Häufung. Liebe zwischen bekannten Politikerinnen und bekannten Journalisten gibt es in den vier Bundesratsparteien nicht. Bei den Grünen gibt es davon gleich vier Stück. Was lockt die Grüninnen so sehr?

Im Durchschnitt sind die Medienpartner der grünen Parlamentarierinnen zehn Jahre älter als sie. Männliche Erfahrung, so wissen wir Sex-Berater, ist wichtig in einer Beziehung.

Wichtig ist offenbar, als politisch-publizistisches Paar eng mit der People-Presse zu kooperieren.

Und ebenso wichtig ist offenbar, als politisch-publizistisches Paar eng mit der People-Presse zu kooperieren.

Doch nun kommen wir zur entscheidenden Frage. Festigen die Journalistenmänner die Partnerschaft auch dadurch, dass sie in ihren Blättern Propaganda für die Politik ihrer Geliebten machen?

Bei Stefan Schmid ist der Fall klar. Für das Rahmenabkommen etwa trommelte er im *St. Galler Tagblatt* voll auf der Linie seiner grünliberalen Freundin («Bundesrat setzt Wohlstand aufs Spiel»). Dann stellte er den Sitz von FDP-Bundesrätin Karin Keller-Sutter in Frage,

um die Grünliberalen für die Landesregierung in Position zu bringen. Partnerin Corina Gredig weiss, was sie an ihm hat.

Christoph Lenz ist der Typus grüne Giftspritze. Immer gegen FDP und SVP, immer gegen Armee und Kampfjet, immer auf der Pirsch nach Klimakatastrophen («Die Klimaschande von Visp»). Wenn seine Freundin im Parlament gegen Pestizide kämpft, gibt Lenz sofort PR-Unterstützung («Das Klima treibt die Bauern um»). Partnerin Lisa Mazzone weiss, was sie an ihm hat.

Joël Widmer propagierte im *Blick* schon vor zwölf Jahren einen Bundesratssitz für die Grünen. «Die Grünen sind bereit für den Bundesrat» titelte er, inzwischen bei CH Media, auch nach der letzten Wahl. Nun hat Widmer den Job gewechselt. Er baut in Bern ein neues links-grünes Medium auf. Trifft sich gut, dass seine links-grüne Frau hier kandidiert. Partnerin Aline Trede weiss, was sie an ihm hat.

Werner De Schepper war der am weitesten links argumentierende Chefredaktor, den der *Blick* je hatte. Seit er Chef bei der *Schweizer Illustrierten* ist, wurde er zum fleissigen PR-Agenten für grüne Frauen wie Regula Rytz («Alles im Grünen»). Lisa Mazzone («Überfliegerin»), Aline Trede («Schnell und weiblich») und natürlich Irène Kälin («Muttertag im Bundeshaus»). Partnerin Irène Kälin weiss, was sie an ihm hat.

Man nennt das Beziehungsdelikte. Beziehungsdelikte sind definiert als Taten, an denen alle Täter freiwillig teilnehmen. Sie sind «opferlos», wie die Kriminologie sagt. Opferlos, weil jeder Beteiligte profitiert. Opfer ist allenfalls die Öffentlichkeit.

Wenn die Gender-Theorie tödlich wird

John Money gilt als Vater der Gender-Wissenschaften. Sein berühmtester Fall zeigt, wie falsch seine Ideen waren. David Reimer wurde einer fixen Vorstellung geopfert.

Wolfgang Koydl

Dies ist die Geschichte von Bruce, Brenda und David. Zwei Männer und eine Frau, nur dass es sich dabei lediglich um einen einzigen Menschen handelte, der erst Bruce war, dann Brenda und schliesslich David. Ein Mensch, der nicht sein durfte, was er von Geburt an war, ein Mensch, der als Versuchskaninchen für die Wissenschaft höllische Qualen durchlitt, ein Mensch, der sich in einer Sackgasse gefangen fand, aus der er nur einen Ausweg sah – den Tod.

Und es ist die Geschichte von John Money, einem Psychologen, der schon zu Lebzeiten als weltweite Koryphäe der Sexualforschung galt. Er prägte Begriffe wie Geschlechtsidentität, Geschlechterrolle oder sexuelle Orientierung. Er beeinflusste die Medizin, die Psychologie, die Soziologie. Noch heute gilt er als bewunderter Vater der Genderwissenschaften. Auch Feministen betrachten ihn als einen Pionier. Allerdings könnte man ihn auch einen Mörder nennen.

Geschlecht als Konstrukt

Money vertrat die These, dass Gene und Hormone keine entscheidende Rolle bei der Bestimmung des Geschlechtes spielen. Babys kämen gewissermassen als Neutren zur Welt, ein Zustand, in dem sie bis zum Alter von zwei Jahren verblieben. Erst Umgebung und Erziehung machten aus einem Menschen einen Mann oder eine Frau. Das Geschlecht sei, so wie es heute auf allen Kanälen verkündet wird, kein biologisches Schicksal, sondern ein soziales Konstrukt.

Und Bruce Reimer sollte die These beweisen, auf Biegen und auf Brechen.

Bruce und sein Zwillingbruder Brian kamen am 22. August 1965 im kanadischen Winnipeg auf die Welt. Seine Mutter Janet war zwanzig, Vater Ron ein Jahr älter – einfache Leute, unerfahrene junge Eltern.

Die beiden Buben waren mit einer Phimose geboren, einer schmerzhaften Verengung der Vorhaut, die das Urinieren erschwert. Bei den meisten Säuglingen wächst sich das Problem von selbst aus, doch die Reimers entschieden sich für eine Beschneidung. Für Bruce hatte der

unsachgemäss durchgeführte Eingriff katastrophale Folgen: Er verlor fast den ganzen Penis.

Die Eltern waren verzweifelt, wenn sie daran dachten, welches Leben ihrem Sohn bevorstand. Denn einen künstlichen Penis konnte die plastische Chirurgie zu dieser Zeit noch nicht anfertigen.

Zufällig sahen Janet und Ron Anfang 1967 im Fernsehen ein Interview mit Money. Der Professor aus den USA war charismatisch, überzeugend, wenn auch emotional kalt und arrogant. Er war sich seines Ruhmes bewusst und liess dies andere spüren. «Ach, Sie sprechen also für Gott», wies er einmal hochmütig einen Interviewer zurück, der religiöse Bedenken vorgebracht hatte.

Die perfekte Kontrollgruppe

Aber für Bruce schien Money eine echte, vielleicht die einzige Hoffnung zu bieten: eine Geschlechtsumwandlung. *Sexual reassignment* nannte sein Team an der Johns-Hopkins-Universität in Baltimore die Prozedur: Die Medizin würde dem Kind ein anderes Geschlecht zuweisen. Da Bruce noch keine zwei Jahre alt war, wäre seine Geschlechterrolle noch nicht festgelegt. Er würde mit Puppen spielen und Kleider tragen. Er würde kein unglücklicher Mann werden, sondern eine glückliche Frau.



Die Reimers schrieben nach Baltimore, und Money antwortete prompt. Für ihn war der Fall ein doppeltes Gottesgeschenk. Bisher hatte seine Klinik nur Hermaphroditen behandelt, Menschen, die mit nicht eindeutig definierten Geschlechtsmerkmalen geboren waren. Doch Bruce war weder körperlich noch seelisch ein Zwitterwesen, sondern eindeutig ein Junge.

Der zweite Vorteil: Er war ein eineiiger Zwilling. Money hatte mit seinem Bruder Brian eine perfekte Kontrollgruppe – zwei Buben, von denen einer als Mädchen grossgezogen werden würde. Ein Totalprogramm sozialer, mentaler und hormoneller Konditionierung mit dem Ziel, die Umwandlung in der Psyche von Bruce zu verankern. Alles schien perfekt.

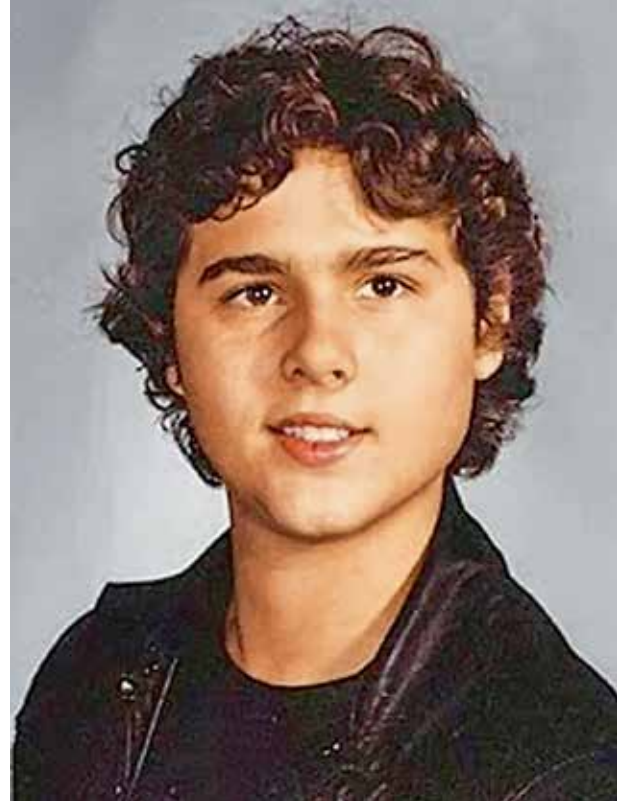
Nur einer spielte nicht mit: Bruce, den seine Eltern nach der chirurgischen Kastration Brenda nannten. Auf Weisung von Money sollte sie vollständig in einer weiblichen Rolle erzogen werden: Kleidchen statt Jeans, Püppchen statt Spielzeugautos, Kochen statt Baseball.

Doch Brenda rebellierte – schon mit zwei Jahren, als Janet ihr ein erstes Kleid anzog, das sie aus ihrem eigenen Hochzeitskleid geschneidert hatte: «Sie rupfte daran herum, versuchte, es sich vom Leib zu reissen», erinnerte sich die Mutter später. «Ich dachte, o mein Gott, sie weiss, dass sie ein Junge ist, sie will kein Mädchen sein.»

Money beruhigte die Eltern. Jetzt und auch später immer wieder. Das seien Phasen, das werde sich legen, das sei auch bei anderen Mädchen ganz normal, beschwichtigte er – selbst dann noch, als Brenda darauf bestand, wie ihr Bruder stehend zu pinkeln. Der erinnerte sich, dass seine Schwester «lief wie ein Kerl, sass wie ein Kerl, redete wie ein Kerl und nur mit Jungs spielen wollte». Sie prügelte sich und verteidigte dabei öfter ihren Bruder gegen andere Buben. Dass sie das dominantere der beiden Geschwister war, erklärte Money mit einem mütterlichen «Glucken»-Effekt.

Das Leben – eine Hölle

Der Psychologe redete alle störenden Signale schön, weil für ihn viel auf dem Spiel



Experiment gescheitert: Psychologe Money (l.), Opfer Bruce Reimer (1965–2004).

stand. Der Fall John/Joan, wie er ihn anonymisiert nannte, war zu seinem wichtigsten Projekt geworden, hatte seinen Ruhm in der akademischen Welt in die Stratosphäre katapultiert. Erstmals machte er den Fall 1972 auf der Jahresversammlung der American Association for the Advancement of Science – Amerikas führende Wissenschaftlervereinigung – öffentlich. Das Echo war global

Der Psychologe redete alle störenden Signale schön, weil für ihn viel auf dem Spiel stand

und begeistert: «Zweifel sind erlaubt, dass bedeutende Geschlechterunterschiede, psychologische wie anatomische, unverrückbar von den Genen bei der Empfängnis festgelegt werden», jubelte die *New York Times*.

Doch für Brenda blieb das Leben eine Hölle. Sie war eingesperrt in einen Körper, der nicht der ihre war. Als sie in die Schule kam, verschlimmerte sich ihre Lage. Die Schulkameraden ahnten, dass mit ihr etwas nicht stimmte. Doch Money beruhigte weiter: Sie sei eben ein «Tomboy», ein burschikoses Mädchen. Und als Brenda mit der beginnenden Pubertät von Mädchen zu träumen begann, bereitete Money die Eltern darauf vor, dass ihre Tochter wohl lesbisch sei.

Vor allem die alljährlichen Kontrollbesuche bei Money in Baltimore wurden für Brenda, aber auch für ihre Eltern und ihren Bruder zur Tortur. Denn auch andere eigenwillige Theo-

rien des Wissenschaftlers sollten die Kinder beweisen. So liess Money die Sechsjährigen nackt den Geschlechtsakt nachspielen – weil dies bei Primaten und Naturvölkern eine Selbstverständlichkeit sei. Er liess Brenda und Brian einander ihre Sexualorgane inspizieren und zeigte ihnen Pornos. Ihren Eltern riet er, sich öfter nackt vor den Kindern zu zeigen und auch in deren Anwesenheit den Geschlechtsverkehr zu vollziehen.

Money, der in Neuseeland in einem männerfeindlichen Frauenhaushalt als einziges männliches Mitglied aufgewachsen war und bis auf eine kurzlebige Ehe keine längere Beziehung hatte, war von Sex in allen, auch den aussergewöhnlichsten Spielarten besessen. Davon zeugen Publikationen, die sich mit Sadomasochismus, Autostrangulation, Amputationsfetischen, Koprophilie, aber auch mit Pädophilie beschäftigten.

Erst als Brenda dreizehn Jahre alt ist, brechen die Reimers den Kontakt mit Money ab. Auch wenn sie es sich vielleicht nicht eingestehen wollen, so ahnen sie es: Das Experiment ist grauenvoll schiefgelaufen. Das bestätigen andere Psychologen, bei denen sie nun Hilfe suchen: «Wenn man [Moneys] Papiere las und das Kind sah, dann passte das nicht zusammen», schrieb etwa Doreen Moggey. «Das war nicht das Kind, das er beschrieb.»

Brenda weiss das, seitdem sie sich bewusst erinnern kann. Lange bevor ihr Vater ihr endlich die ganze Geschichte erzählt. Dann steht ihr Entschluss fest. Sie will ihren männlichen Körper zurück, so schnell wie möglich. Auch

einen neuen Namen hat sie schon: David, wie der alttestamentarische König. «Denn der steht für Mut.» Er bekommt einen funktionsfähigen Penis und heiratet.

Bestärkt wird David von dem Biologen Milton Diamond, der sich schon lange kritisch mit dem Wirken Moneys auseinandersetzte. Doch so stark ist dessen Einfluss in der akademischen Welt, dass er erst nach zwei Jahren einen Verlag findet, der sein Papier veröffentlicht.

Moneys Ansehen blieb unbeschadet

Die Geschichte von Bruce, Brenda und David hat kein Happy End. Sein Bruder Brian nimmt sich 2002 das Leben. Auch bei ihm hat Moneys Behandlung Spuren hinterlassen. Zwei Jahre später verlangt Davids Frau die Scheidung. Er fährt auf einen Supermarkt-Parkplatz und schießt sich mit einer abgesägten Schrotflinte in den Kopf.

Ein Happy End gab es für Dr. John Money. Er erwähnte seinen wichtigsten Fall nie mehr, behielt aber seine Anstellung bis zu seinem Tod an der Johns Hopkins University. Seine Werke zählen noch immer zur Standardliteratur. Seine Heimat Neuseeland ehrte ihn mit einem eigenen Flügel einer Gemädegalerie. Tausende von Patienten bekamen ein neues Geschlecht zugeteilt.

Die Kritik an ihm wischte er beiseite: «Das ist Teil der antifeministischen Bewegung, die sagt, dass Männlichkeit und Weiblichkeit in die Gene eingebaut sind, damit Frauen zurück auf die Matratze oder in die Küche sollen.»

Magie der blauen Banane

Warum ist die Schweiz ein reiches Land?

Sie hat ihre Schlüsselstellung in Europa geschickt genutzt und ihren Spielraum bewahrt.

Tobias Straumann

Die Frage, warum es den einen besser geht als den anderen, beschäftigt die Menschen seit Urzeiten. Sie steht auch am Anfang der modernen Wirtschaftswissenschaft, lautete doch der Titel von Adam Smith' Grundlagenwerk «An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations» (1776). Wir können also auf eine lange Zeit der Erfahrungen und Diskussionen zurückgreifen, wenn wir verstehen wollen, warum die Schweiz ein erfolgreiches Land ist.

So wissen wir zum Beispiel, dass der Abschluss eines Rahmenabkommens mit der EU ökonomisch wenig bringt. Es mag ein Vorteil sein, wenn die gegenseitige Anerkennung der Vorschriften reibungslos abläuft, aber ein etwas höherer administrativer Aufwand ist im Verhältnis zum Aussenhandelsvolumen vernachlässigbar. Entscheidend ist vielmehr, ob zwischen der Schweiz und der EU ein freihändlerisches Regime herrscht und ob die Schweizer Exporteure Produkte herstellen und Dienstleistungen anbieten können, die von vielen Kunden in der EU nachgefragt werden.

Tiefer graben, weiter denken

Wir müssen deshalb tiefer graben und weiter denken, wenn wir verstehen wollen, was den langfristigen Erfolg der Schweiz ausmacht. In einem Forschungspapier des Internationalen Währungsfonds aus dem Jahre 2008 hat eine Autorengruppe eine umfassende statistische Auswertung vorgenommen. Das Ergebnis lautete: «Geographical luck and a favorable external environment, combined with trade openness and strong human capital are conducive to growth.» Also: Geografische Lage als Glücksfall und ein günstiges äusseres Umfeld, kombiniert mit Handelsoffenheit und hohem Bildungsstand der Bevölkerung, sind wachstumsfördernd.

Diese Formel passt geradezu perfekt zur Wirtschaftsgeschichte der Schweiz. Das geografische Glück besteht darin, dass das Land seit dem Hochmittelalter eine Schlüsselstellung zwischen Süd- und Nordeuropa einnimmt. Damals fungierten die aufstrebenden italienischen Städte als Umschlagplatz für die Waren

aus dem reichen Osten, die über die Alpen und auf den Flüssen nach Norden transportiert wurden. Mit dem Aufschwung des Handels entstand ein dichtgewobenes Städtetz, zu dem auch die alteidgenössischen Orte gehörten. Bis heute bildet dieser Städtgürtel von Norditalien bis England – oft als «blaue Banane» bezeichnet – das Rückgrat der europäischen Wirtschaft.

Die Landwirtschaft im Voralpengebiet exportierte Vieh nach Italien, die gutgelegenen Städte entwickelten sich zu Wirtschaftszentren. Die Güterströme waren immer begleitet von Finanzflüssen und den Wanderungen der Menschen. Viele Schweizer sind ausgewandert und oft mit einem Schatz von Erfahrungen wieder nach Hause zurückgekehrt, und viele Einwanderer, vor allem die verfolgten Hugenotten, trugen entscheidend zur Innovationskraft der Schweizer Unternehmen bei.

Des Weiteren beruhte der Wohlstand nie auf dem Abbau der heimischen Rohstoffe, sondern auf der Veredelung der importierten Rohstoffe. Dies erforderte eine besondere technische Kompetenz und stellte hohe Ansprüche an die Arbeitskräfte, was auch das grosse Interesse an einem guten und kostengünstigen Ausbildungssystem erklärt. Gleichzeitig konnte die



«Anscheinend machen sie uns alles nach!»

industrielle Entwicklung nur auf der Basis von relativ tiefen Lohnkosten gelingen. Erst im späten 19. Jahrhundert war die Schweizer Exportindustrie so wettbewerbsfähig, dass sie überdurchschnittliche Löhne ausbezahlen konnte. Dank der Konzentration auf hochwertige Produkte und der grossen Bedeutung der Kompetenz der Arbeitskräfte ergab sich in der Schweiz ein guter Branchenmix, der sich durch Diversifikation immer wieder erneuern konnte. Die meisten SMI-Unternehmen gehen auf Gründungen im 19. Jahrhundert zurück.

Gefährlicher Protektionismus

Die wirtschaftliche Offenheit und die Wertschätzung der Arbeitskräfte sind zusätzlich durch die Zersplitterung der Macht gefördert worden. Der Föderalismus und die direkte Demokratie haben dafür gesorgt, dass die Wirtschaft immer über genügend Freiraum verfügte, um sich entfalten zu können. Dabei war auch Glück im Spiel. Im Gegensatz zu fast allen europäischen Regionen blieb die Eidgenossenschaft vom frühen 16. bis zum späten 18. Jahrhundert von allen grossen militärischen Konflikten verschont, so dass nie der Zwang zur Zentralisierung entstand. Wäre die alte Eidgenossenschaft in einen längeren Krieg verwickelt worden, sähe der Staatsaufbau heute ganz anders aus, und die Schweiz wäre wohl schon längst EU-Mitglied.

Wenn diese historischen Beobachtungen zutreffen, dann ist auch klar, von welcher Seite Gefahr droht. Gefährlich wird es, wenn die Schweiz zu einem protektionistischen Land wird, wenn die Bevölkerung den Strukturwandel durch die Ablehnung neuer Technologien verhindern will, wenn das Bildungssystem an Qualität verliert, wenn die Wertschätzung für die nichtakademischen Berufe abnimmt und wenn die Zustimmung zu den besonderen politischen Institutionen verlorengeht. Ob es so weit kommt, hängt zu einem wesentlichen Teil davon ab, ob die Leute ihr eigenes Land noch verstehen oder verstehen wollen.

Tobias Straumann ist Wirtschaftshistoriker an der Universität Zürich.

«Wir übergeben dem Feuer...»

Die Transbewegung entwickelt rasant radikale Züge. Kritische Stimmen warnen vor einem Rückfall in die dunkelsten Kapitel der Menschheitsgeschichte.

Urs Gehriger

Sollen Kinder Pubertätsblocker erhalten, die ihre natürliche Entwicklung bremsen? Sollen Ärzte Teenagern Hormontherapien für eine Geschlechtsumwandlung verabreichen? Sollen staatliche Institutionen Jugendliche dabei unterstützen, Eingriffe vornehmen zu lassen, die ihre Fähigkeit, Kinder zu bekommen, für immer zerstören?

Dies sind fundamental wichtige medizinische und ethische Fragen. Zumal es sich um Kinder handelt. Doch seit geraumer Zeit formieren sich «progressive» Kräfte, die diese Debatte torpedieren.

Autorin Abigail Shrier bekommt den Widerstand täglich zu spüren. Sie hat ein Buch geschrieben, das über Amerika hinaus für Aufsehen sorgt. «Irreversibler Schaden: Der Transgender-Wahnsinn, der unsere Töchter verführt», lautet der Titel auf Deutsch. Darin befasst sie sich kritisch mit dem Phänomen der Geschlechtsdysphorie. Dabei handelt es sich um ein schweres, anhaltendes Unbehagen, im «falschen Körper» geboren worden zu sein, das zum dringenden Wunsch reift, eine Geschlechtsumwandlung zu vollziehen. Innert Kürze ist das Phänomen massiv angewachsen, besonders unter Mädchen. Noch vor wenigen Jahren bezeichneten sich in den USA 10 000 Kinder als transgender. Heute sind es über 300 000. Auch in Europa verstärkt sich der Trend.

Werbung verboten

Shrier hat sich wissenschaftlich mit dem Thema auseinandergesetzt und über 200 Betroffene interviewt. Dennoch setzen Transgender-Lobbyisten alles daran, sie totzuschweigen. Target, der zweitgrösste Discounteinzelhändler der USA, hat den Verkauf des Buches zeitweise ausgesetzt. Amazon, der weltgrösste Online-Buchhändler, der Adolf Hitlers «Mein Kampf» für ein paar Franken feilbietet, hat die Werbung für Shriers Buch verboten. «Alle traditionellen Zeitungen in Amerika weigerten sich, mein Buch zu rezensieren», sagte Abigail Shrier letzten November im Interview mit der *Weltwoche* (Nr. 48/20). Längst nicht jeder Teenager, der sich in einem «falschen»



Feindbild: Autorin Shrier.

Körper geboren fühle, sei tatsächlich transgender. In den allermeisten Fällen würden Kinder natürlich aus der Phase des Zweifels herauswachsen. Doch ein Kooperativ von Pädagogen, Therapeuten, Lehrern und Mediziner würden Geschlechtsumwandlungen als ganz natürliche Lebensoption anpreisen. Initiiert hätten den Trend Gender-Aktivist:innen, die vielerorts in den USA nicht nur die Lehrerausbildung prägen, sondern auch das Unterrichtsmaterial bereitstellen. «Aktivist:innen haben radikale Ansichten, die die meisten Menschen ablehnen würden», so Shrier. Gemäss deren Vorstellung sollten «Kinder ihr Geschlecht selbst bestimmen».

Schützenhilfe wähnt die radikale Transbewegung von höchster Instanz, von US-Präsident Joe Bidens stellvertretender Gesundheitsministerin. Dr. Rachel Levine argumentiert, Transgender-Identität sei etwas, das seit frühestem Alter in Stein gemeisselt sei. Frühzeitige Interventionen könnten verhindern, dass sich Teenager durch die «falsche Pubertät» quälten und möglicherweise Selbstmord begingen.

Levine, die als Mann geboren wurde und sich heute als Frau identifiziert, ist die erste Transgender-Person, die ein hohes Amt in der US-Regierung bekleidet. Auf die Gretchenfrage, was sie von Medikamenten und chirurgischen Eingriffen halte, die zu Verstümmelung und Unfruchtbarkeit führen könnten, wies sie im Bestätigungs-Hearing im Senat aus. Transgender-Medizin sei ein «sehr komplexes und nuanciertes Feld mit robuster Forschung».

«Hochriskante Medikamente»

Diese «robuste Forschung» zieht Shrier in Zweifel. Bei geschlechtsverändernden Hormonen handle es sich um «hochriskante Medikamente, deren langfristige Auswirkungen wir nicht kennen».

Nun hat sich Shrier wieder zum Thema geäussert. Dutzende von Ärzten, Psychologen und Lehrer würden ihr in privaten Mails zustimmen, aber sie hätten Angst, ihre Meinung offen zu äussern, schreibt sie in einem Essay. Karriere, Ruf, Familie stünden auf dem Spiel. Veröffentlicht wurde der Beitrag als Gastkolumne im Newsletter von Bari Weiss. Die Journalistin hatte vor einem Jahr Aufsehen erregt, als sie unter Protest der *New York Times* den Rücken kehrte. Es herrsche eine «antiliberaler Stimmung» auf der Redaktion, schrieb sie in einem offenen Brief.

«Wie sind wir an den Punkt gekommen, an dem Gespräche über wichtige wissenschaftliche und medizinische Themen ein so hohes persönliches Risiko erfordern?», fragt Weiss im Begleittext zu Abigail Shriers Essay. «Wie haben wir eine Realität akzeptiert, in der Big Tech das digitale Äquivalent von Bücherverbrennungen inszeniert?» Damit erinnert Weiss an eines der dunkelsten Kapitel der Nazizeit, als auf öffentlichen Plätzen unter der hetzerischen Parole «Wir übergeben dem Feuer...» die Werke von Kurt Tucholsky, Erich Kästner oder Heinrich Mann verbrannt wurden.

Wie hatte Heinrich Heine einst vorausgesagt? «Dort, wo man Bücher verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menschen.»

Streit um Schuld

Ohne Beteiligung der Polen wäre der Holocaust nicht möglich gewesen. Zu diesem Schluss kommt der Historiker Jan Grabowski. Und stösst damit in Warschau und Berlin auf scharfe Kritik.

Pierre Heumann

Zwischen Warschau und Jerusalem herrscht dicke Luft. Vordergründig dreht sich der Streit um Geld. Mit einem Gesetz will Polen die Rückerstattung von Eigentum, das Juden während des Holocaust weggenommen wurde, erschweren oder gar verunmöglichen.

Im Kern der Auseinandersetzung geht es indes nicht um jüdische Ansprüche auf Vermögen, die während des Zweiten Weltkriegs enteignet wurden, sondern um eine diametral unterschiedliche Interpretation des Holocaust. Während Israelis sich als Opfer und die Polen als Täter sehen, stellen sich die Polen als Opfer der Nazis dar und sehen nicht, weshalb sie den Juden etwas schulden sollten.

Die Polen haben, aus ihrer Sicht, durchaus recht. Sechs Millionen polnische Bürger wurden ermordet, darunter drei Millionen polnische Juden. Alles, was vor dem Krieg im Besitz staatlicher Institutionen gewesen war, wurde von den Besatzungstruppen der Nazis übernommen. Kein anderes Land, das von den Nazis okkupiert war, hatte mehr zu erdulden und zu leiden als Polen, das von den Besatzern vollständig aufgelöst wurde. Sogar der Name Polen verschwand von den Landkarten der Nazis. Die Regionen, die von Deutschland besetzt waren, erhielten die Bezeichnung Generalgouvernement.

Doch Jan Grabowski, einer der prominentesten Holocaustforscher, sieht die polnischen Bürger nicht nur als Opfer. Sie waren keineswegs bloss passive Zuschauer, als die Nazis jüdische Polen ausraubten, entrechteten und in Vernichtungslager trieben. Ohne Beteiligung von Polen wäre der Holocaust nicht möglich gewesen, sagt der in Ottawa lehrende Historiker mit polnischen Wurzeln.

Er hat Archive durchforstet und die polnisch-jüdischen Interaktionen während des Holocaust recherchiert.

Weltwoche: Welche Rolle spielte die polnische Zivilbevölkerung während des Holocaust?

Grabowski: Polnische Nachbarn hatten einen entscheidenden Einfluss auf die Frage,



«No-go-Gebiet»: Forscher Grabowski.

ob Juden überleben konnten oder sterben mussten. Ein grosser Teil der polnischen Gesellschaft beteiligte sich zudem am Raubzug auf die jüdischen Mitbürger oder verschärfte die Misere der Juden. Insgesamt wurden nach meiner Schätzung 200 000 polnische Juden von polnischen Christen ermordet oder ihr Versteck an die Nazis verraten. Denunziationen an Nazis waren häufig.

Weltwoche: Deshalb schreiben Sie von einer Mitschuld der Polen am Holocaust, obwohl diese ja auch Opfer der Nazis waren?

Grabowski: Ohne die Mithilfe der Polen wäre der Genozid in diesem Ausmass nicht möglich gewesen. Denn als Juden begannen, den Gettos zu entfliehen, waren sie aus deutscher Sicht «unsichtbar», weil die Nazis sie nicht als Juden erkennen konnten.

Weltwoche: Sie kommen zum Schluss, dass die sogenannte Blaue Polizei eine besonders üble Rolle spielte.

Grabowski: Sie bestand mehrheitlich aus polnischen Bürgern, stand aber unter dem Befehl der deutschen Besatzungstruppen. Sie war aber nicht nur ein wichtiger Faktor bei der von den Nazis befohlenen Jagd auf Juden, sondern sie ergriff auch selbst die Initiative.

Weltwoche: Die Armia Krajowa, die polnische Widerstands- und Militärorganisation, kämpfte damals nicht nur gegen die Nazis, sondern sie half auch Juden. Das relativiert Ihre These von der polnischen Mitschuld.

Grabowski: Die Widerstandskämpfer werden heute zwar in Polen als patriotische Helden gefeiert – aber diesen Ehrentitel haben nicht alle verdient. Auch im polnischen Widerstand gab es rabiate Mörder von Juden.

Weltwoche: Immerhin hat Yad Vashem, die Holocaust-Forschungsstelle in Jerusalem, an die 7000 polnische Bürger als «Gerechte unter den Völkern» anerkannt, weil sie ihr Leben riskierten, um Juden zu retten. Wenn man berücksichtigt, dass die Nazis nur schon den Versuch, Juden zu verstecken, mit dem Tod bestrafte, oft zusammen mit Familienangehörigen und Nachbarn, ist diese Zahl doch beachtlich hoch und zeugt von grossem Mut.

Grabowski: In diesem Terrorregime war es natürlich verständlich, wenn jemand Hilfe verweigerte. Aber ich frage mich, ob die Angst vor den tödlichen Folgen wirklich entscheidend dafür war, dass den Juden so wenig Hilfe widerfuhr.

Weltwoche: Und wie lautet Ihre Antwort?

Grabowski: Jeder Pole, der sich damals in der Untergrundorganisation an Aktionen gegen die Besatzer beteiligte, musste mit derselben ultimativen Strafe rechnen wie ein Bürger, der Juden rettete. Trotzdem gab es keinen Mangel an Untergrundkämpfern.

In seinem Buch «Danach ist nur Nacht» dokumentiert Grabowski zusammen mit seiner polnischen Kollegin Barbara Engelking das Schicksal der Juden im besetzten Polen. Sie zeigen anhand von Fallstudien, wie sich die Zivilbevölkerung am Ziel der «Endlösung», also der Vernichtung der Juden, mit Verrat und Mord aktiv beteiligte. Beschrieben werden Abgründe menschlichen Verhaltens, die sich mancherorts auftraten – vom Auflauern auf Juden, die aus Deportationszügen sprangen, bis hin zu unsäglichen Formen der Leichenfledderei, nach der Massengräber mitunter wie Kraterlandschaften aussahen.

Premierminister Mateusz Morawiecki bestreitet dieses Narrativ zwar offiziell, weil es der polnischen Opferrolle widerspricht. Aber im März 2019 hat er sich in einer Rede der Täter-These zumindest indirekt angeschlossen. «Ein Jude, der auf einen Deutschen traf, war ein toter Jude; traf er auf einen Polen, hatte er eine Chance, zu überleben», sagte er und räumte damit ein, dass es innerhalb der polnischen Bevölkerung Verräter, Kollaborateure und Mörder gab – also genau das, was die politisierte Holocaustforschung in Polen nicht gelten lassen will.

Der Staat hat ein wachsames Auge darauf: Ein Gesetz aus dem Jahre 2018 droht jedem mit Strafe, der den Polen eine Mitschuld an den Verbrechen des Holocaust nachsagt.

Ablehnung in Deutschland

Grabowski beisst nicht nur in Polen auf Granit, sondern auch in Deutschland. Dort stösst er mit seinem Nachweis, dass Deutschland nicht allein für den Holocaust verantwortlich war, auf Ablehnung. Jeder Versuch, die Schuld am Völkermord von Deutschen auf andere Europäer zu verlagern, sei in Deutschland tabu, sagt er, «ein No-go-Gebiet, in das sich kein deutscher Historiker begeben wird». Auch in Deutschland durchdringt die Poli-

tik die Holocaustforschung. So veröffentlichte vor einem Jahr der deutsche Aussenminister Heiko Maas zusammen mit Andreas Wirsching, dem Direktor des Instituts für Zeitgeschichte in München, einen Artikel, in dem beide von der alleinigen «Verantwortung für das Menschheitsverbrechen des Holo-

«Das deutsche Projekt fand sehr viele willige Partner und Ermöglicher im besetzten Europa»

caust» sprechen. Wer daran zweifle, der füge den Opfern Unrecht zu, instrumentalisieren Geschichte und spalte Europa, sagen die Co-Autoren.

Grabowski fühlte sich durch diese Weisswaschung der Polen herausgefordert. Natürlich war der Holocaust ein deutsches Projekt, schrieb er in einem offenen Brief. Die Geschichte der jüdischen Katastrophe sei hingegen zu komplex, als dass man die Ausführung des Genozids nur einer Nation zuschreiben könne. «Das deutsche Projekt fand sehr viele willige Partner und Ermöglicher im besetzten Europa», so Grabowski. Wenn Deutschland die alleinige Schuld auf sich lade, würde es anderen Europäern das Recht ab-

sprechen, sich mit ihrer eigenen Vergangenheit auseinanderzusetzen.

Seine Antwort auf Maas/Wirsching sandte Grabowski an mehrere Verlage, darunter der *Spiegel* und die *Süddeutsche Zeitung* – aber keines der grossen Pressehäuser zeigte damals Interesse an einer Publikation.

«Unmoralisches» Gesetz

Inzwischen geht die israelisch-polnische Auseinandersetzung um den Holocaust und der Streit um die Entschädigungsfrage in die nächste Runde. Grabowski twittert über eine «hasserfüllte und hässliche» Debatte zwischen Jerusalem und Warschau. Israels Aussenminister Jair Lapid spricht von einem «unmoralischen» Gesetz und bezeichnet es als «Schande», dass Ansprüche von Holocaustüberlebenden und deren Nachkommen auf dreissig Jahre beschränkt werden sollen. Das könnte 90 Prozent der Anträge auf Eigentumsrückgabe obsolet machen.

In Warschau lässt man diese Vorwürfe nicht gelten. Israels Politiker sollten zuerst einmal das Gesetz lesen, bevor sie sich empörten. Man werde für die deutschen Kriegsverbrechen nicht aufkommen, lässt sich Premierminister Morawiecki zitieren, «weder in Zloty noch in Euro, noch in Dollar».

 Crypto Assets

IHRE KRYPTOS SOFORT BEREIT

Traden Sie mehr als 20 verschiedene Kryptos ganz einfach mit Swissquote.

[swissquote.com/crypto](https://www.swissquote.com/crypto)

 Swissquote



Putins Realpolitik in der Ukraine

Die imperialistischen Bestrebungen der EU und der Amerikaner, die Ukraine an den Westen zu binden, sind töricht. Damit treiben sie Russland in die Arme Chinas.

Francis Pike

Luhansk ist eine trostlose Stadt in der Ostukraine, zwanzig Kilometer von der russischen Grenze entfernt. In den langen Wintermonaten bedecken Schneewehen das flache Land. Öde graue Plattenbauten machen den Ort auch nicht schöner. Luhansk ist eine russische Stadt, die nach dem Untergang der Sowjetunion dem Verfall anheimfiel.

Gegründet wurde sie von Charles Gascoigne, einem britischen Fabrikanten, der im ausgehenden 18. Jahrhundert dort Giessereien errichtete. Berühmt wurde die Stadt schliesslich durch die inzwischen stillgelegte Lokomotivfabrik, die den gesamten Ostblock belieferte.

Am Stadtrand befindet sich ein verwaister Militärflughafen, heute das absurdeste Militärmuseum der Welt, übersät mit den traurigen Überresten von MiG-Kampfflugzeugen. Einst waren dort sowjetische Hubschrauberstaffeln stationiert. «Eines Morgens war der Himmel schwarz von Helikoptern», erinnerte sich ein Einwohner von Luhansk. «Sie flogen nach Afghanistan, um gegen die Taliban zu kämpfen. Keiner ist zurückgekehrt.» In einer Volksabstimmung 1994, die später von der ukrainischen Regierung für verfassungswidrig erklärt wurde, stimmten 90 Prozent der Einwohner für die Anerkennung des Russisch als zweiter Amtssprache im Bezirk Luhansk.

Krim wird russisch bleiben

Wie in vielen Grenzstädten beruht die Wirtschaft auf Schmuggel und anderen illegalen Aktivitäten. Auf einem Hügel oberhalb der Stadt stehen alte Holzhäuser wild durcheinander. Ortsfremde werden davor gewarnt, dorthin zu gehen – es sei lebensgefährlich. Es wimmelt dort von Drogenabhängigen und Obdachlosen. Korruption ist allgegenwärtig. Wer gute Schulnoten für seine Kinder haben will, besticht die Lehrerin, wer ein Medikament benötigt, besticht einen Arzt, wer einen Job im Staatsdienst haben will, besticht einen Beamten. Auf der lokalen Ebene sind das kleine Beträge, aber für die Elite in Kiew geht es um einen Haufen Geld. Selbst Präsident Bidens berüchtigter Sohn Hunter war in das ukrainische Korruptionsnetz verstrickt.



Schwärende Wunden: Russland applaudiert Putins Strategie der Stärke.

Nach der ukrainischen Revolution 2014, die den prorussischen Präsidenten Wiktor Janukowitsch hinwegfegte, der die Umsetzung eines Handelsabkommens mit Brüssel ausgebremst hatte, mit dem sich die Ukraine enger an die EU gebunden hätte, kam es überall im russischsprachigen Osten der Ukraine zu prorussischen Demonstrationen. In Luhansk erklärten von Russland unterstützte Separatisten ihre Unabhängigkeit. Das Gleiche geschah im benachbarten Bezirk Donezk, der mit Luhansk die Region Donbass bildet. Schwere Kämpfe, dazwischen immer wieder Waffenruhen (bis heute 29) charakterisieren den siebenjährigen Konflikt. Für den Westen ist die Ostukraine, zur grossen Befriedigung von Wladimir Putin, eine schwärende Wunde.

Weiter im Süden ging Putin entschlossener vor. Chruschtschow hatte die Krim 1954 der Ukraine geschenkt, um die ukrainischen Kommunisten dazu zu bringen, ihn als Stalins Nachfolger zu unterstützen. Und die Umsiedlung von Russen in die Ukraine stärkte den Einfluss Moskaus (genau wie in den baltischen Staaten und in den zentralasiatischen Sowjetrepubliken).

Putin billigte die Annexion der Krim unter Verweis auf das Selbstbestimmungsrecht. Er liess eine neunzehn Kilometer lange Strassen- und Eisenbahnbrücke (die längste in Europa) über die Strasse von Kertsch bauen, die

das Schwarze Meer mit dem Asowschen Meer verbindet, das die Krim vom russischen Festland trennt. Diese Investition in Höhe von vier Milliarden Dollar sicherte die Zukunft von Sewastopol, dem Heimathafen der russischen Schwarzmeerflotte. Der Westen kann es drehen und wenden, wie er will – die Krim wird auf absehbare Zeit zu Russland gehören.

PR und Kinderkram

Das ist das Ergebnis der törichten Unterstützung seitens der Präsidenten Biden und Obama für die imperialistischen Bestrebungen der EU, die Ukraine an den Westen zu binden. Russland, gedemütigt durch den Verlust seines europäischen Imperiums mit 100 Millionen Einwohnern an die EU, konnte Putin nur applaudieren, als er dem Westen gegenüber Stärke zeigte. Noch problematischer als der Verlust der Krim ist die Tatsache, dass die EU mit ihrer fahrlässigen Ukraine-Politik Russland in die Arme Pekings treibt.

In diesem Kontext muss das jüngste Gipfeltreffen von Biden und Putin in Genf gesehen werden. Für beide Seiten war es eine PR-Veranstaltung. Putin konnte zeigen, dass er mit Biden auf Augenhöhe sprach. Biden konnte zeigen, dass er nicht Trump war, dass er Russland in die Schranken wies. Beide Seiten wissen, dass sich am Status quo in der Ukraine nichts ändern wird.

In ähnlicher Weise inszenierten Russland und die Nato kürzlich eine PR-Veranstaltung im Schwarzen Meer. Der britische Zerstörer «HMS Duncan», mit einem BBC-Reporter an Bord, fuhr an der Spitze eines Nato-Flottenverbands durch die völkerrechtlich umstrittenen Hoheitsgewässer der Krim. Russland, von der Provokation schon vorher in Kenntnis gesetzt, bedrängte die «Duncan» mit Kampfflugzeugen und Warnschüssen. Auch diesmal diente markiges Auftreten den politischen Interessen beider Seiten. Kinderkram – solange nichts Ernstes passiert.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Francis Pike ist ein britischer Historiker und Autor von «Empires at War. A Short History of Modern Asia Since World War II».

Biologische Gemeinschaften

Transgender-Athletin Laurel Hubbard darf an den Olympischen Spielen teilnehmen. Das läutet das Ende des Frauensports ein.

Thomas Renggli

Laurel Hubbard wurde am 9. Februar 1978 in Auckland (Neuseeland) unter dem (männlichen) Namen Gavin Hubbard geboren. 43 Jahre später steht sie als erste Transgender-Athletin vor der Teilnahme an Olympischen Spielen – im Gewichtheben der Frauen. Protokollarisch und rechtlich gibt es daran nichts auszusetzen. Gemäss Reglement des Internationalen Olympischen Komitees muss eine Transfrau erklären, dass ihre Geschlechtsidentität weiblich ist. Ausserdem hat sie den Beweis zu erbringen, dass ihr Testosteronspiegel zwölf Monate vor dem Wettkampf unter einem bestimmten Wert liegt. Beides ist im Fall von Hubbard gegeben.

«Klarer physischer Vorteil»

Trotzdem befindet sich die Sportwelt in Aufruhr – und möglicherweise an einem Wendepunkt. Denn die Frage lautet: Hat eine Athletin, die früher ein Mann war, selbst nach der Testosteronsenkung einen Wettbewerbsvorsprung? Der südafrikanische Sportwissenschaftler Ross Tucker hat dazu eine klare Meinung: «Transgender-Athletinnen besitzen gegenüber der weiblichen Konkurrenz einen klaren physischen Vorteil. In Sportarten mit Körperkontakt steigert dies das Verletzungsrisiko erheblich.» Diese Einschätzung führte unter anderem dazu, dass der internationale Rugby-Verband Trans-Athletinnen die Teilnahme am Frauen-Rugby verbietet.

Beim New Zealand Olympic Committee (NZOC) stellt man sich dagegen auf den Standpunkt, dass Menschenrechte ebenso stark zu gewichten seien wie die Prinzipien der sportlichen Fairness. NZOC-Chefin Kereyn Smith sagt: «Wir anerkennen, dass die Geschlechtsidentität im Sport ein hochsensibles und komplexes Thema ist, aber Hubbard erfüllt alle Voraussetzungen für die Olympia-Teilnahme.» Das NZOC hatte sich bereits davor für Hubbards Recht eingesetzt, an Wettkämpfen teilzunehmen. «Unser Team hat eine starke Kultur der Fürsorge, der Integration und des Respekts für alle», hiess es in einer Mitteilung im Mai.

Nicht alle teilen diese romantische Ansicht. Der australische Gewichtheber-Verband hatte 2018 erfolglos versucht, Hubbard von den Common-



Sinnfrage: Gewichtheberin Hubbard.

wealth Games auszuschliessen. Er vertrat den Standpunkt, dass sie unabhängig vom Testosteronspiegel einen körperlichen Vorteil gegenüber weiblichen Athleten habe.

Eine pointierte Position nimmt die frühere Ausnahmetennisspielerin Martina Navratilova ein: «Männer als Frauen teilnehmen zu lassen, sobald sie den Namen wechseln und Hormone einnehmen, ist unfair. Es muss Standards geben. Einen Penis zu haben und bei den Frauen zugelassen zu werden, gehört nicht zu diesem Standard.»

Chancengleichheit vs. Gleichberechtigung

Zurück nach Tokio: Dort wird Hubbard in der Gewichtsklasse über 87 Kilogramm an den Start gehen und das Frauen-Gewichtheben ins Zentrum der Aufmerksamkeit befördern. Kritische Stimmen werden kaum auszublenden sein. Die belgische Athletin Anna Van Bellinghen, die in derselben Kategorie antritt, bezeichnet die Nominierung Hubbards als «schlechten Scherz». Dabei wolle sie nicht Hubbard persönlich oder die Transgender-Gemeinschaft kritisieren. Aber diese Situation sei «unfair gegenüber dem Sport und den Athletinnen».

Joanna Harper, Ärztin und selber Transgender-Athletin, sagt: «Noch fehlen klare Antworten,

weil die Studienlage zu dünn ist.» Das hänge primär damit zusammen, dass kaum Transgender-Topathletinnen existieren. Der Zürcher Sportarzt Bernhard Sorg bezeichnet den Entscheid, Hubbard an den Olympischen Spielen zuzulassen, als «Schlag ins Gesicht von allen gebärfähigen Frauen». Als gebürtiger Mann habe Hubbard klare körperliche Vorteile – besonders bezüglich Muskel- und Knochenaufbau.

Letztlich geht es um die Frage, was höher zu gewichten ist: die sportliche Chancengleichheit oder die Gleichberechtigung von Menschen unterschiedlichen Geschlechts. Und da kann man – mit Blick auf die selbstgegebenen Reglemente des Sports – nur zu einer Meinung kommen: Die Olympia-Qualifikation von Hubbard im Wettbewerb der Frauen ist ein Präzedenzfall, der das ganze System in Frage stellt. Faktisch müsste man künftig jeden Mann an Frauenwettbewerben teilnehmen lassen, der sich zum Wechsel der Identität entscheidet. Sportmediziner Sorg: «Die Nomination von Laurel Hubbard ist eine biologische Gemeinschaft den anderen Athletinnen gegenüber.»

Entschärfen könnte die Debatte wohl nur ein sportliches Scheitern von Hubbard in Tokio. Holt die Transfrau aber Gold, steht der Frauensport vor der grossen Sinnfrage.

Der Regenbogenmensch

Neben dem Gendern gibt es jetzt noch eine zweite preiswerte Möglichkeit, zu zeigen, dass man zu den Guten gehört: Man schwenkt eine Regenbogenflagge.

Norbert Bolz

Der Gutmensch hat sein ultimatives Symbol gefunden: die Regenbogenflagge. Sie steht für Frieden, Umweltschutz, Toleranz, Diversität, Hoffnung – kurzum: das Gute. Und sie passt genau zum Universalismus der Menschenrechte, zur modernen Nächstenliebe als Fernstenliebe und zum Traum von der «One World», dem Weltstaat, der kein Aussen mehr kennt. So vermittelten die Medien bei Gelegenheit des Fussballspiels der guten Deutschen gegen die «homophoben» Ungarn den Eindruck, eine hysterisch erregte Gesellschaft habe sich unter der Regenbogenflagge vereint.

Neben dem Gendern gibt es jetzt also noch eine zweite preiswerte Möglichkeit zu zeigen, dass man zu den Guten gehört: Man schwenkt eine Regenbogenflagge. Dieser Bekenntniszwang ist ein reinigendes Ritual. Das *virtue signaling*, das öffentliche Zurschaustellen der eigenen Tugendhaftigkeit, funktioniert nämlich wie eine Waschanlage der Gesinnung. Dass sich dabei die ehemaligen Weltmeister des Bösen heute als die Weltmeister des Guten zeigen wollen, ist psychologisch leicht erklärbar. Ihre Lust am Bussritual hat aber auch eine theologische Dimension. Das Gutmenschentum ist ein religiöser Ersatz, eine Nostalgie nach dem Absoluten. Nicht umsonst hat man schon den revolutionären Religionsfanatiker Thomas Müntzer mit einer Regenbogenfahne abgebildet.

Übersichtliches Weltbild

Doch warum können wir Derartiges heute weltweit beobachten – zumindest in der westlichen, freien Welt? Der Zufall, nicht in die Favelas von Rio, die Armenviertel von Bombay oder die syrischen Kriegsrüden, sondern in die westliche Welt und ihren Wohlstand hineingeboren zu sein, erzeugt ein Schuldgefühl. Nietzsche hat das sehr gut erkannt und von der «persönlichen Notwendigkeit des Unglücks» gesprochen. Demnach wären nicht nur die Unheilsvisionen vom Ende der Welt, sondern auch die Empfindlichkeiten des Diskriminiertseins psychisch bedingt. Das fantasierte Unglück entlastet das schlechte Gewissen, denn es erscheint als Sühne. Deshalb hat Schopenhauer «das Unglück als



Je schwächer der gesunde Menschenverstand, desto stärker die Gesinnung.

Surrogat der Tugend» bezeichnet. Am heutigen Schuld kult eines vom Menschen verursachten Klimawandels und eines Rassismus des «weisen Mannes» kann man sehr deutlich sehen, wie Schuld als moralische Droge funktioniert – «Moralin», wie Nietzsche wohl sagen würde.

Die Selbstgeisselungen der Schuldbekennnis-Hysteriker verschaffen ihnen nämlich nicht

Selbstkritik ist in Selbsthass umgeschlagen. Man könnte vom Narzissmus der Empörung sprechen.

nur ein übersichtliches Weltbild, das sich wieder an Gut und Böse, Schuld und Sühne orientieren kann, sondern auch eine moralische Überlegenheit. Diese Flagellanten des Westens sind als unglückliches Bewusstsein glücklich, weil

sie sich von der Komplexität der Welt mit einer einzigartigen Technik entlasten: An die Stelle der Analyse tritt die Selbstanklage. Nun war Selbstkritik immer eine Stärke, ja vielleicht das Alleinstellungsmerkmal der westlichen Kultur. Aber diese Selbstkritik ist in Selbsthass umgeschlagen. Man könnte von einem Narzissmus der Empörung und des Schuld bewusstseins sprechen.

Das extreme Schuldgefühl der westlichen Welt manifestiert sich als Kollektivneurose. Die Schuld des «weisen Mannes» ist die Erbsünde, an die die Regenbogenmenschen glauben. Da sie aber nicht mehr wie die Christen an eine Erlösung glauben, verwandeln sie das ganze Leben in ein einziges Bussritual. Es geht hier um eine raffinierte Technik, sich selbst zu rechtfertigen, indem man sich selbst bezichtigt. Heute hat dieser politische Moralismus eine theologische Zuspitzung gewonnen: die Selbstgeisselung. Nie-

mand soll mehr stolz sein – es sei denn: stolz auf die eigenen Sünden. Die Deutschen beziehen ihren Sündenstolz aus dem Holocaust, die grossen europäischen Nationen aus dem Kolonialismus und die USA aus der Rassendiskriminierung.

Der Regenbogenmensch nimmt die Inszenierung des Jüngsten Gerichts selber an die Hand. Er ist der politische Moralist, der als An-

Das fantasierte Unglück entlastet das schlechte Gewissen, denn es erscheint als Sühne.

geklagter, Verteidiger und Richter zugleich auftritt. Der Gesellschaft wird der Prozess gemacht, indem sich der Bürger mit schlechtem Gewissen zum Gewissen der Gesellschaft aufwirft. Dabei klagt man nicht nur im eigenen Namen, sondern auch im Namen der Empfindsamen und Beleidigten, der Minderheiten und Migranten an.

Schwacher Verstand, starke Gesinnung

Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass solche religiösen Fanatiker immer wieder aufgetreten sind – bei den Puritanern, den Jakobinern und den Bolschewisten. Die Regenbogenmenschen beschwichtigen also ihr eigenes schlechtes Gewissen, indem sie sich als das Gewissen der Gesellschaft aufspielen. Sie warnen vor dem ökologischen Weltuntergang, klagen die soziale Ungerechtigkeit und Diskriminierung im Namen unterdrückter Minderheiten an und sind unermüdlich im antifaschistischen «Kampf gegen rechts».

Je schwächer der gesunde Menschenverstand, desto stärker die Gesinnung. Man zeigt Haltung, setzt Zeichen und schwenkt Fahnen. Und wo Gefühle statt Argumenten die Debatten bestimmen, kommt es ganz unvermeidlich zur Verteufelung der Andersdenkenden. Alle Sachfragen geraten in den Sog moralistischer Polemik, und so wird heute ganz selbstverständlich der politische Gegner als unwählbar behandelt. Im Extremfall, der leider immer häufiger eintritt, sieht der Regenbogenmensch im politischen Gegner einen Unmenschen. Und so wird die Exkommunikation wieder aktuell – als sozialer Boykott. Die sozialpsychologische Erklärung hierfür liegt auf der Hand: Gesellschaftliche Gruppen, die sich der Welt pazifistisch und humanitaristisch zeigen, wenden ihre Aggression nach innen – im unerbittlichen Kampf gegen die Andersdenkenden. Die neuen Puritaner berauschen sich an Vorschriften und Verboten.

Nicht nur die Regenbogenmenschen und die Protestbewegungen, sondern auch öffentlich-rechtliche Medien und Gesinnungspolitiker wollen den gordischen Knoten gesellschaftlicher Komplexität mit Moral durchhauen. So kollabiert die Differenz zwischen Politik

und Moral im politischen Moralismus von heute. Das ist der Grund für den Niedergang der Debattenkultur und die Ohnmacht der Argumente. Denn das Moralisieren macht jede Verständigung unmöglich.

Die politische Szene wird zunehmend von der bornierten Gewissheit und Selbstgerechtigkeit eines moralischen Urteils geprägt, in dem immer auch die Sanktion der Missachtung des Andersdenkenden spürbar ist. Wenn Politik auf Moral reduziert wird, disqualifiziert man den politischen Gegner als unmoralisch, das heisst, man grenzt ihn aus der Politik aus. So wird das Polemische der Politik von der Moral ins Inquisitorische gesteigert. Es geht nicht mehr um die Sache, sondern um die eigene Identität.

So ist allmählich eine Art sanfter Wahnsinn gesellschaftsfähig geworden. Man denke nur an die Tabus und Verbote der politischen



Korrektheit, an die gepflegte Hysterie in allen Umweltfragen, an die Überempfindlichkeit der Schneeflocken-Generation und vor allem natürlich an den parareligiösen Greta-Kult. Dass bei den Veganern Essen zur Religion geworden ist oder dass man den Frauen der westlichen Welt nahelegt, weniger Kinder zu bekommen, um den «ökologischen Fussabdruck» zu vermindern, erstaunt heute kaum mehr jemanden. Eine moderne Gesellschaft kann wohl nicht anders, als einen Wahn, der massenweise auftritt, als neue Form von Intelligenz anzuerkennen. Im Klartext bedeutet das, dass Hysteriker nicht mehr psychoanalytisch behandelt, sondern politisch geadelt werden. So verlangt jeder Wahn heute Respekt.

Es handelt sich also um eine optische Täuschung, wenn man die heutigen Haltungs-

journalisten, Zeichen setzenden Politiker und Protestbewegungen mit kritischem Bewusstsein und linker Politik identifiziert. Eher haben diese Phänomene etwas mit Kindlichkeit, Pubertätsriten und dem künstlichen Paradies überlanger Ausbildungszeiten zu tun. Es geht nicht um politische, sondern um psychische Probleme. Der Konformismus ihres aggressiven Ungehorsams verschafft den Aktivisten den infantilen Trotzgenuss einer Protestidentität. Die ewigen Kinder werden so sehr verwöhnt, dass sie ihre Aggression nach aussen wenden müssen: als Strafpredigt gegen die Erwachsenen, die den Laden am Laufen halten. Das verschafft den Regenbogenmenschen die narzisstische Befriedigung, sich für besser zu halten als die anderen.

Ewige Kinder

Und nie war es bequemer, zu demonstrieren – gegen was auch immer. Die Protestbewegungen schneiden nämlich in Butter. Die Veranstalter von Demonstrationen unter der Regenbogenflagge dürfen damit rechnen, dass Regierungsvertreter in der ersten Reihe mitmarschieren.

Das 21. Jahrhundert hat als Zeitalter der emotionalen Inkontinenz begonnen: Die Wahrheit muss verletzten Gefühlen weichen. Die Welt dreht sich um winzige Minderheiten. So wird das Pathologische normalisiert und das Normale als pathologisch stigmatisiert. Die Linken sind heute extrem antimarxistisch, denn sie setzen auf das «Lumpenproletariat», das Marx verabscheut hat – sie sind also wieder bei Herbert Marcuse, Jean-Paul Sartre und Frantz Fanon angekommen. Ihre Politik hat nur noch einen Inhalt: Diskriminierung ist böse. Man argumentiert nicht mehr politisch oder ökonomisch, sondern ist einfach *woke*. «Diskriminierung» hat «Ausbeutung» als linken Schlüsselbegriff ersetzt. Da aber jede Unterscheidung diskriminiert, muss man aufhören, zu denken, um niemanden zu verletzen. Alles Gute ist «trans-», alles Böse ist «-phob».

Bleibt die Frage: Warum geschieht das gerade heute? Antonio Gramsci hat den langen Marsch durch die Institutionen propagiert – und dieser Marsch ist heute abgeschlossen. Die Saat des universitären Nihilismus ist aufgegangen; der Elfenbeinturm diktiert die Politik. Was Postmoderne, Dekonstruktivismus und politische Korrektheit für die Bewohner des Elfenbeinturms so attraktiv macht, ist das Angebot der totalen Entlastung: Es gibt weder Wahrheit noch Wirklichkeit. Die Bomben, die vor fünfzig Jahren gebastelt wurden, gehen heute hoch, aber als Feuerwerkskörper – Kulturrevolution als Farce.

Norbert Bolz ist Philosoph und Medientheoretiker sowie Universitätsprofessor an der Technischen Universität Berlin am Institut für Sprache und Kommunikation.



INSIDE WASHINGTON

Biden sucht seine Schutzzone

Angesichts steigender Temperaturen, zunehmender Gewaltverbrechen und ungebremster illegaler Einwanderung fürchten Demokraten einen langen, heissen Sommer. Laut einer neuen Umfrage von Yahoo News/ Yougov «beginnen wachsende Sorgen über Kriminalität Präsident Bidens Zustimmungswerte zu belasten». Über die Hälfte der Befragten (55 Prozent) sind der Meinung, dass Gewaltverbrechen ein «sehr grosses Problem» darstellen und die Sorgen über das Coronavirus bei weitem übersteigen würden, jenem Thema also, das Biden die Tür ins Weisse Haus überhaupt erst geöffnet hat.

Progressive Kräfte der Demokraten behaupten unverfroren, die aktuelle Gewaltspirale in amerikanischen Städten habe nichts mit mangelnder Polizeipräsenz zu tun. Zentristen der Partei hingegen wünschen den verheerendsten politischen Slogan des Jahres 2020 in den Hades. «Defund the police» [entzieht der Polizei die Gelder] ist eine Parole, von der ich wünsche, sie wäre nie geäussert worden», klagt die Demokratin Cheri Bustos aus Illinois. Derweil versucht die Pressesprecherin des Weissen Hauses, Jen Psaki, auf lächerliche Weise, den Republikanern die Schuld anzuhängen. Am Montag meinte sie, die Republikaner seien die tatsächlichen Abrüster der Polizei, weil sie gegen Bidens 1,9 Billionen Dollar schweres Covid-Hilfspaket gestimmt hätten.

Eingeklemmt zwischen seiner radikalen Basis und der öffentlichen Meinung, sucht Biden verzweifelt nach einer politisch sicheren Schutzzone – fünf Schritte hinter seiner unglücklich agierenden Vizepräsidentin Kamala Harris. Die Migrationsbeauftragte besuchte letzte Woche erstmals die Grenze. In El Paso, Texas, Hunderte Meilen vom veritablen Krisengebiet entfernt, auf einem Zwischenstopp zurück in ihren Heimatstaat Kalifornien.

Amy Holmes

Femizid in Würzburg

Was offensichtlich ist, spricht niemand aus:
Der muslimische Terrorist aus Somalia tötete nur Frauen.

Anabel Schunke

Es ist Freitag, 17 Uhr, als Abdirahman J. die Woolworth-Filiale in der Würzburger Innenstadt betritt und in der Haushaltwarenabteilung nach den Messern fragt. Wenig später geht er mit einer 13 Zentimeter langen Klinge auf eine 11-Jährige los. Die Mutter (49) wirft sich vor ihre Tochter und wird getötet. Mehrmals sticht er noch auf den Körper von Christiane H. ein, um das darunterliegende Mädchen zu erwischen. Im Anschluss tötet der 24-jährige Somalier die Rentnerin Johanna H. (82), die den Angreifer von dem Kind ablenkt sowie eine ebenfalls erst 24-jährige Studentin, die ein Kleid für die Hochzeit ihrer besten Freundin kaufen wollen.

Auf die drei Todesopfer im Geschäft folgen weitere sechs Frauen, denen Abdirahman J. auf der Strasse begegnet. Er verletzt sie zum Teil ebenfalls lebensbedrohlich, ehe er um 17.06 Uhr von mehreren mutigen Männern, zirka 170 Meter vom Kaufhaus entfernt, gestellt wird. Ein Schuss in den Oberschenkel stoppt den Asylbewerber schliesslich um 17.07 Uhr.

Handgeschriebene Hassbotschaften

Zeugen werden später sagen, dass er seine Opfer, alles Frauen, gezielt in Hals und Nacken gestochen hat. Dabei rief er: «Allahu akbar!» (Gott ist der Grösste). Der Polizei erklärte er, dass er mit seiner Tat seinen Beitrag zum Dschihad leisten wollen. In seiner Unterkunft in einem Obdachlosenheim findet man Material des Islamischen Staates sowie handgeschriebene Hassbotschaften.

In den «Tagesthemen» wird man auch noch drei Tage später sagen, dass das Motiv des Täters unklar sei. Eindeutige Festlegungen gibt es in Deutschland seit geraumer Zeit nur noch, wenn es den «Rechten nicht in die Hände spielt». Der Rest wird ausgesessen, bis der Fokus der Bevölkerung wieder auf anderen Themen liegt.

Schon lange geht es nicht mehr um die Opfer, sondern nur noch um Schadensbegrenzung im Sinne der «offenen und bunten Gesellschaft», die unter keinen Umständen in Frage gestellt werden darf. Weder das Thema Islamismus soll tiefergehend behandelt werden noch die

Tatsache, dass es sich klar um einen Anschlag auf Frauen, um Femizid, handelte. Eine Benennung des Offensichtlichen hätte eine erneute Debatte über die deutsche Asylpolitik zur Folge gehabt, die man seit geraumer Zeit nicht mehr führen möchte.

George Floyd, das muss man leider konstatieren, hat die deutsche Öffentlichkeit mehr bewegt. Hanau hat sie mehr bewegt; SayTheirNames hiess es zum Jahrestag des schrecklichen Amoklaufs. Die Opfer sollten nicht vergessen gehen, ihre Geschichten erzählt werden. Beim Thema Islamismus und Ausländerkriminalität scheint es genau umgekehrt zu sein.

Menschen zweiter Klasse

Mit der Migration kam der islamische Frauenhass, der in keiner Relation zu dem steht, was Frauen, die sich hierzulande gerne über nicht korrekt gegenderte Wörter aufregen, sonst gewohnt sind. Nirgends auf der Welt gibt es mehr Genitalverstümmelungen als in Somalia, dem Herkunftsland des Täters von Würzburg. Sexuelle Gewalt und Kinderehen sind an der Tagesordnung. Etwa ein Viertel des Landes ist von der islamistischen Asch-Schabab-Miliz besetzt. Dort in Ostafrika herrscht die Scharia, Frauen müssen sich komplett verhüllen. Es ist die Welt, in der Abdirahman J. sozialisiert wurde. Eine Welt, in der Frauen allenfalls Menschen zweiter Klasse sind. In der unterteilt wird in «rein» und «unrein», «gläubig» und «ungläubig».

Sich damit zu befassen, hätte zur Folge, dass wir uns fragen müssten, ob eine Integration bei manchen Menschen überhaupt möglich ist und welchen Wert die einheimische Bevölkerung und vor allem wir Frauen in der deutschen Gesellschaft noch haben, wenn der Ideologie der offenen Grenzen selbst unsere körperliche Unversehrtheit untergeordnet wird. Kann man noch von Humanismus sprechen, wenn einheimische Opfer wie Kollateralschäden auf dem Weg zu einer «besseren» Welt behandelt werden?

Der Femizid in Würzburg könnte augenöffnend sein.

Störfaktor Demokratie

Linke und grüne Parlamentarier versuchen fortwährend, Volksentscheide auszuhebeln. Jüngstes Beispiel: die Beschaffung neuer Kampfjets.

Hubert Mooser

Noch bevor der Bundesrat entschieden hat, welches Kampfflugzeug die Schweiz beschaffen wird, heizt die Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) die Stimmung an. Im Stil eines Ultimatums verkündeten die Armeegegner, falls die Landesregierung ein amerikanisches Kampfflugzeug kaufe, werde man dagegen eine Initiative lancieren. Das ist ein merkwürdiges Verständnis von Demokratie und Volksentscheiden.

Denn erst im September 2020 hatten sich die Stimmbürger in einer Abstimmung zum Kauf von neuen Flugzeugen ausgesprochen. Ist es politisch schicklich, dass SP und Grüne in einer Allianz mit GSoA-Aktivistinnen bloss ein paar Wochen nach dem Urnengang wieder mit einer Initiative drohen? «49,9 Prozent der Stimmenden haben nein gesagt zum vagen Planungsbeschluss im letzten Herbst, nur 8000 Stimmen hatte das Ja-Lager mehr. Auch diese grosse Minderheit braucht eine Stimme», rechtfertigt SP-Sicherheitspolitikerin Priska Seiler Graf dieses Vorgehen. Bei Nachbefragungen zur Abstimmung habe sich zudem herausgestellt, dass gegenüber den US-Modellen die grössere Skepsis bestehe.

«Müllhaufen der Geschichte»

Fakt ist, dass das links-grüne Lager seit einiger Zeit Mühe dabei bekundet, sich mit demokratisch gefällten Entscheiden abzufinden, wenn diese dem eigenen Kanon zuwiderlaufen. Wie war das noch mit der Masseneinwanderungsinitiative (MEI) 2014? Die Stimmbürger sagten damals trotz Widerstand des Establishments ja zum Volksbegehren, das die starke Zuwanderung aus den EU-Ländern beschränken wollte. Später preschte SP-Fraktionschef Roger Nordmann mit der unsäglichen Forderung vor, es brauche eine Korrekturabstimmung. Ins gleiche Horn stiess der Berner BDP-Nationalrat Hans Grunder. Er wollte mit einer parlamentarischen Initiative die MEI gewissermassen wieder rückgängig machen.

Inzwischen stellen links-grüne Moralisten sogar das gesamte System in Frage, wenn das Ergebnis nicht nach ihrem Gusto ist. Im November 2020 wurde über die Konzerninitiative ab-

gestimmt. Die Linken wollten damit Schweizer Konzerne für die Umweltsünden von Tochterfirmen im Ausland haftbar machen. Das Vorhaben scheiterte jedoch daran, dass die Mehrheit der Kantone diese Vorlage ablehnte. Worauf Jusopräsidentin Ronja Jansen polterte: «Das Ständemehr gehört auf den Müllhaufen der Geschichte.»

Der Präsident der Grünen, Balthasar Glättli, schritt auch gleich zur Tat. Er verlangte in einem Vorstoss, dass künftig zwei Drittel der Kantone und nicht bloss eine Mehrheit gegen ein Volksbegehren sein müssen, damit dieses am Ständemehr scheitern kann. Dass ebendiese Regel viele kleine Kantone davor schützt, von ein paar grossen Kantonen an die Wand gedrückt zu werden, blendet der in Zürich lebende Glättli aus.

Noch aggressiver, noch schriller ging es nach dem Nein zur CO₂-Revision am 13. Juni zu. Deutlich haben die Stimmbürger diese Vorlage verworfen, die uns im Namen des Klimaschutzes alle ein bisschen ärmer gemacht hätte. Die Regierung und das gesamte Politspektrum mit Ausnahme der SVP, die das Gesetz bekämpft hatte, wurden bei diesem Nein abgewatscht.

Nur eine Woche nach der CO₂-Abstimmung ging es weiter, als hätte es diesen Urnengang nie gegeben. Bundesrätin Simonetta Sommaruga

(SP) dachte öffentlich darüber nach, dem Volk die CO₂-Revision mittels Salomitaktik wieder aufzutischen, und sprach von einer zweiten Runde. Grünen-Präsident Glättli will Einzelteile der gescheiterten Revision als indirekten Gegenvorschlag zur Gletscherinitiative wiederbeleben. SP-Fraktionschef Nordmann verlangt, dass Finanzplatz und Industrie dazu verpflichtet werden, saubere Produkte auf den Markt zu bringen.

Klage in Strassburg

Schlimmer noch: Die Verlierer vom 13. Juni wollen auch unter Umgehung der Stimmbürger über die Gerichte zum gewünschten Resultat kommen. Da gibt es eine Organisation, die sich «Klimaspuren» nennt und eine als Wanderprojekt getarnte Truppe von Klimaschutz-Eiferern ist. Die Drahtzieher sind dieselben wie bei der Gletscherinitiative. Die Partner sind Umweltverbände wie Greenpeace oder die Alpeninitiative mit SP-Nationalrat Jon Pult als Präsidenten. Nach dem Nein der Stimmbürger zum CO₂-Gesetz hat «Klimaspuren» einen Plan darüber vorgelegt, wie man die Aufheizung des Planeten stoppen kann. Eigentlich geht es den Klimaaktivisten aber mehr darum, wie man das Abstimmungsresultat zum CO₂-Gesetz nachträglich doch noch zurechtbiegen kann – unter Ausschaltung von Parlament und Stimmbürger.

Kurz gesagt, rufen die Klimaaktivisten dazu auf, man solle die «Klimabeschädiger» auf allen Ebenen zur Rechenschaft ziehen, um sie zu zwingen, ihr Handeln zu verändern; und zwar nach dem Vorbild der Klimaseniorinnen, die unser Land beim Menschenrechtsgerichtshof in Strassburg einklagten. Dies, weil der Bund ihrer Meinung nach zu wenig konsequent gegen die Erderwärmung vorgeht. Zu diesen Klimaseniorinnen gehören etwa die frühere SP-Präsidentin Christiane Brunner oder die St. Galler Alt-Nationalrätin der Grünen, Pia Hollenstein.

Streng genommen, bedeutet der Aufruf, dass man jeden, der mit einer Benzinkutsche herumfährt, einklagen muss und soll. Wen wundert's, dass die linksliberale rot-grüne Elite nicht mehr für Gerechtigkeit, sondern für Selbstgerechtigkeit steht?



«Gib' doch endlich zu, dass du die Waschmaschine nicht reparieren kannst, Stefan...»

Netto null mit Kernenergie

Die vor zehn Jahren eingeleitete Energiewende kommt nicht vom Fleck. Die Kernenergie bietet den Ausweg.

Simon Aegerter und Alex Baur

Es ist eine simple Rechnung: Rund ein Viertel des Gesamtenergiebedarfs der Schweiz wird von weitgehend emissionsfreiem elektrischem Strom gedeckt; um den CO₂-Ausstoss auf netto null zu bringen, müssten wir die verbleibenden drei Viertel (vor allem Verkehr, Heizungen und Industrie) durch Strom ersetzen; da elektrische Motoren und Wärme-

pumpen zirka dreimal effizienter arbeiten als die mit Öl oder Gas betriebenen Aggregate, müssten wir die Stromproduktion in etwa verdoppeln, um das Ziel zu erreichen. Voraussetzung wäre natürlich, dass die Elektrizität weiterhin emissionsfrei produziert wird.

Das ist eine sehr grobe Berechnung. Doch sie zeigt die Grössenordnungen auf. Mit hypo-

thetischen Sparszenarien lässt sich zwar fast beliebig an diesen Werten herumschraubeln, was auch eifrig getan wird. Doch gerade die Abstimmung über das CO₂-Gesetz hat gezeigt, wie schnell hochgestochene Planspiele in der Realität zur Makulatur werden.

Das heutige Mantra der «Energiesstrategie 2050» – Umsteigen von fossilen Energie-

Das sind die nuklearen Technologien der Zukunft



Small Modular Reactors (SMR) — Das sind Kernreaktoren mit einer Leistung von weniger als 300 MW (was knapp der Leistung des Reaktors von Mühleberg entspricht). Ein Beispiel ist das Projekt «Nuscale» (60 MW). Ein derart kleiner Reaktor ist viel einfacher zu konstruieren. Er benötigt keine Pumpe im primären Kreislauf, das Temperaturgefälle sorgt für einen natürlichen Austausch. Das Druckgefäss enthält den ganzen Reaktor, das Containment befindet sich in einem Wasserbecken unter der Erdoberfläche.

Damit erreicht man eine inhärente Sicherheit: Bei einer Havarie füllt sich das Containment mit Wasser, das Wasserbecken nimmt die Nachzerfallswärme auf und dampft im Lauf von Tagen ein. Wenn das Wasser weg ist, genügt Luftkühlung. Jeder Standort ist geeignet, weil keine Schadstoffe austreten können.

Vorteil: Die SMR könnten in Serie produziert und gleichsam schlüsselfertig an ihren Standort gebracht werden.

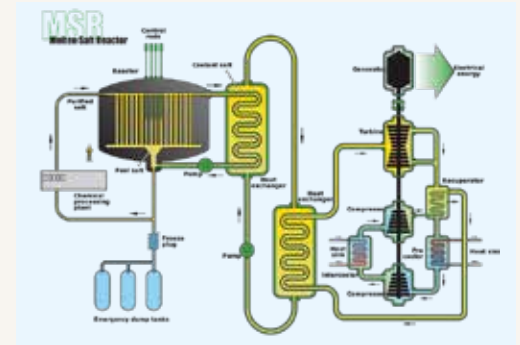
Nachteil: Der Vorteil der Massenproduktion kommt erst bei einer grossen Stückzahl richtig zum Tragen.



Brüter — Sie können alle Uran-Isotope nutzen, nicht nur die 0,7 Prozent Uran-235, wie das bei konventionellen KKW der Fall ist. Sie lassen deshalb nur sehr wenig und nur kurzlebigen Abfall zurück. Gewisse Brüter lassen sich sogar mit abgebrannten Brennstäben betreiben. Zudem ist im Betrieb kein hoher Druck nötig, weil die Wärme mit flüssigem Metall abgeführt wird. Besonders interessant ist das von Bill Gates geförderte Projekt Terra Power. In diesem Kraftwerk gibt es zwischen dem Reaktor und der Turbine einen Wärmespeicher, so dass die Leistung ständig dem Bedarf angepasst werden kann. Dies ist bei den Brutreaktoren, die in Russland heute schon betrieben werden, nur eingeschränkt möglich.

Vorteil: optimale Verwertung des Brennstoffs. Dass die Brüter passiv sicher sind, hat man im Idaho National Laboratory in den neunziger Jahren experimentell nachgewiesen.

Nachteil: Der Betrieb von Brutreaktoren ist technisch sehr anspruchsvoll und damit auch teuer. Eine besondere Herausforderung ist die leichte Brennbarkeit von flüssigen Metallen, wenn sie mit Luft in Kontakt kommen.



Flüssigsalzreaktoren — Indem man Uransalze in einem bestimmten Verhältnis mit geschmolzenen Salzen mischt, wird der ganze «Salztopf» zum Kernreaktor. Das flüssige Salz kann die Wärme in einem Kreislauf abführen und an einen Dampfkreislauf abgeben.

Eine viel diskutierte Variante ist die Wärmeabfuhr mit flüssigem Blei (Dual Fluid Reactor). Flüssigsalzreaktoren lassen sich auch mit Thorium betreiben. Zwar ist Thorium-232 nicht spaltbar, aber es wird durch Neutronenbeschuss in Uran-233 verwandelt, das spaltbar ist.

Vorteile: Flüssigsalzreaktoren sind inhärent sicher, da bei einer Havarie die Schmelze erstarrt und die Schadstoffe in sich einschliesst. Der Reaktor wird während des Betriebs mit frischem Brennstoff nachgeladen, die Spaltprodukte werden kontinuierlich ausgeschieden.

Nachteile: Salzschnmelzen sind aggressiv, der ganze Reaktor muss aus korrosionsfestem Material gebaut werden. Die chemischen Verfahren zur Entfernung der Spaltprodukte sind aufwendig.

trägern auf Strom plus Ausstieg aus der Kernenergie (die gut einen Drittel des Stroms liefert) – ist mehr als kühn. Das ist etwa so, als wollte man bei einer Halbierung der Arbeitszeit eine Verdoppelung der Löhne erwirken. Um zu erkennen, dass es nicht funktionieren kann, braucht es weiss Gott kein Hochschulstudium.

Geothermie und Windkraftwerke, in die man anfänglich grosse Hoffnungen setzte, sind längst entzaubert. Die Schweiz ist für beides denkbar ungeeignet. Bei der Biomasse müssten wir bei bescheidenem Ertrag gewaltige Agrarflächen opfern, die bislang der Produktion von Lebensmitteln vorbehalten waren. Sollten wir etwa unsere letzten Wälder abholzen, um uns mit *biofuel* besser zu fühlen? Bleibt noch die Sonne. Doch diese scheint (bei einem miserablen Erntefaktor) selten, wenn wir sie brauchen, vor allem nicht im Winter.

Der Verzicht auf die Option Kernenergie, die die Schweiz seit einem halben Jahrhundert sicher, günstig und emissionsfrei mit Strom versorgt, ist rein politisch-ideologisch motiviert und sachlich nicht nachvollziehbar. Wir sollten uns dabei von der Fixierung auf die herkömmlichen AKW verabschieden. Die Kernenergie bietet eine ungemaine Vielfalt an Optionen (siehe unten).

Verzicht wäre verantwortungslos

Bislang galt die Devise: Je grösser das Kraftwerk, desto günstiger der Strom. ETH-Professor Horst-Michael Prasser hält dem entgegen, dass moderne und inhärent sichere Kleinreaktoren in Serie und damit viel günstiger und schneller gebaut werden können. Das Risiko bei einem Störfall wäre vernachlässigbar.

Die Zukunft dürfte allerdings der Brütertechnologie gehören. Auch hier gibt es zahl-

reiche völlig unterschiedliche Technologien. Namentlich Russland und China sind federführend auf diesem Gebiet. Gemeinsam ist den Reaktoren der Generation IV, dass eine Kernschmelze nicht mehr möglich ist und dass sie keine lang strahlenden Abfälle mehr hinterlassen; vielmehr sind sie in der Lage, den Müll aus bestehenden Kernkraftwerken zu verwerten.

Die Brütertechnologie wird seit einem halben Jahrhundert erforscht und erprobt. Und wenn sie sich bislang nicht durchgesetzt hat, dann vor allem weil Kohle, Öl und Gas billiger waren. Doch wenn es die Weltgemeinschaft mit dem Ausstieg aus den fossilen Brennstoffen tatsächlich ernst meint, kann sich das sehr schnell ändern. Bei dieser Ausgangslage auf die Option Kernenergie zu verzichten, ist kurzfristig und verantwortungslos.



Nukleare Heizreaktoren — Wenn zur Vermeidung von CO₂-Emissionen fossile Heizungen ersetzt werden, drängen sich bei Neubauten elektrisch betriebene Wärmepumpen auf. In bestehenden Städten und Grossüberbauungen ist die Fernwärme aber oft die bessere Lösung. Nukleare Heizreaktoren bieten eine emissionsfreie Alternative. Da es reicht, wenn das Wasser auf maximal 100 Grad erhitzt wird, sind bei einem Heizreaktor keine teuren und sicherheitsrelevanten Hochdruckgefässe nötig. Die auch aus ökologischer Sicht (graue Energie) oft problematische energetische Totalsanierung alter Gebäude erübrigt sich. In Finnland wird zurzeit die Option evaluiert, ganz Helsinki mit nuklearen Kleinreaktoren zu beheizen. In der Schweiz werden bereits heute ganze Dörfer im Unteren Aaretal mit einem Teil der Abwärme des KKW Beznau geheizt.

Vorteil: Das Ziel der emissionsfreien Heizung wird ohne grosse Eingriffe in die bestehende Infrastruktur erreicht.

Nachteil: Heizreaktoren stehen die meiste Zeit des Jahres still, was sich negativ auf die Rentabilität auswirkt.

Gasgekühlte Kugelhaufenreaktoren — Kernreaktoren können auch Prozesswärme mit hohen Temperaturen (bis zu 1000 Grad Celsius) für die Industrie oder etwa zur Herstellung synthetischer Treibstoffe liefern. Beim Wasser wäre dafür ein extrem hoher Druck nötig.

Als Alternative bietet sich Edelgas zum Wärmetransport an, in der Regel Helium. Da die hohen Temperaturen zu nahe am Schmelzpunkt von Uranoxid sind, verpackt man den Kernbrennstoff als kleine Kügelchen in Grafit. Man spricht in diesem Fall von einem Kugelhaufenreaktor.

Erfunden wurde die Technologie in Deutschland. Ein 300-MW-Prototyp, der auch Thorium enthielt, war 1988 in Hamm-Uentrop während rund vierzehn Monaten in Betrieb. Zurzeit sind zwei ähnliche Module in China im Bau.

Vorteil: Der Kugelhaufenreaktor gilt als sehr sicher.

Nachteil: Nach dem GAU von Tschernobyl geriet das für den Betrieb benötigte Grafit in Verruf. Zudem können die Kugeln kaum rezykliert werden.

Kernfusion — Alle heute funktionierenden Kernreaktoren gewinnen Energie aus der Spaltung von schweren Atomkernen. Das Gegenteil, die Verschmelzung sehr leichter Kerne (namentlich Wasserstoff), setzt ebenfalls Energie frei. Atomkerne sind positiv geladen. Deshalb stossen sie sich ab. Erst bei Temperaturen von hundert Millionen Grad kann diese Abstossung überwunden werden. Da kein bekanntes Material solchen Temperaturen widersteht, wird das Plasma in einem sehr starken Magnetfeld eingeschlossen. Dank neuartigen Supraleitern und damit stärkeren Magnetfeldern hat die Entwicklung in letzter Zeit unerwartete Fortschritte gemacht. Trotzdem ist der kommerzielle Durchbruch immer noch in unabsehbarer Ferne.

Vorteile: Bei der Fusion entsteht kaum radioaktiver Abfall. Die schon bei der Spaltung ungeheure Menge an freigesetzter Energie wird noch einmal vervielfacht.

Nachteile: Der Brennstoff (Tritium bzw. überschwerer Wasserstoff) ist auch radioaktiv, er kommt in der Natur kaum vor und muss aus Lithium durch Neutronenbeschuss hergestellt werden.

Wo Hockeyspieler Götter sind

In Montreal beginnt gerade die schönste Zeit des Winters:
Die Canadiens greifen nach dem ersten Stanley Cup seit 1993.

Thomas Renggli

Montreal tickt anders – vor allem, wenn es um den Eishockeysport geht. Schreiten die Canadiens de Montréal im Centre Bell zur Tat, wird das Leben in der 1,8-Millionen-Stadt auf eine andere Bewusstseinsstufe gehoben: Selbst in renommierten Restaurants steht die Grossleinwand dann vor der Menükarte. Das Servicepersonal räumt die Teller nur während Spielunterbrüchen ab. Ein Parkplatz in Stadionnähe kostet bis zu 20 kanadische Dollar. Doch ist schon fast ein Kleinkredit nötig, um das wirkliche Glück zu kaufen: ein Ticket für die Heimspiele im Stanley-Cup-Final gegen Tampa Bay Lightning. Nach Jahren der sportlichen Düsternis und des spielerischen Rückschritts ist der populärste Eishockeyklub der Welt wieder dort, wo er sich selbst sieht: in Griffweite des grossen Triumphs und des 25. Stanley-Cup-Titels der Klubhistorie.

«Ziemlich krass»

Die Bewohner der «Belle Province», wie die *Québécois* ihre Heimat nennen, sind von den Canadiens de Montréal regelrecht besessen. So widmete sich ein Seminar einst der Frage: Sind die Canadiens eine Religion? Die Diskussion drehte sich vor allem um Klublegende Maurice Richard, wie die *NZZ* seinerzeit berichtete. Sein Jersey gilt als Reliquie. Es soll Leute geben, die sich nach dessen Berührung von ihren Leiden geheilt fühlten. Auch Ex-Spieler wie Howie Morenz, Jean Béliveau, «Boom-Boom» Geoffrion, Guy Lafleur oder Guy Lapointe haben den Status von Göttern. Canadiens-Gläubige und sogar Nonnen beten für den Sieg der Mannschaft. Ein Hockeyspiel in Montreal hat Züge einer Messe.

Der Berner Yannick Weber, der zwischen 2009 und 2013 das legendäre rote Trikot mit dem C auf der Brust trug, sagt: «In Montreal kennst dich als Eishockeyspieler jeder, auch wenn du kein Star bist. Hier wirst du als Hockey-Profi wie ein König behandelt. Für mich als jungen Schweizer war das ziemlich krass.» Als sein Berufskollege Mark Streit 2005 bei den «habs» (der Ausdruck steht für «les habitants», die Nachfahren der Einwanderer aus Frankreich) anheuerte, sprach er von einem «Kulturschock»: «Ich dachte, ich sei



Geht es um die Canadiens, ist alles wichtig.

im falschen Film, als sogar zu Testspielen 20 000 Fans in die Halle kamen.»

Doch zuletzt wurde die Liebe der Öffentlichkeit arg strapaziert. 2018 trat etwas Unvorstellbares ein: Nachdem zuvor während vierzehn Jahren alle Canadiens-Heimspiele ausverkauft gewesen waren, blieben erstmals Sitze leer. Der Misserfolg ging indirekt auf die fast schon missionarische Traditionspflege zurück. Denn die Canadiens stellen nur Trainer und General Manager ein, die auch die französische Sprache beherrschen. Und daran wird sich so schnell nichts ändern.

Geoff Molson von der milliardenschweren Besitzerfamilie ist dezidiert der Meinung, dass die französische Sprache ein entscheidender Identifikationsfaktor ist. Damit vertritt er auch die Haltung der Gesetzeshüter. Denn seit 1977 existiert die vom Parti Québécois durchgesetzte «loi 101». Sie schreibt vor, dass Kinder frankofoner Eltern eine französische Schule besuchen müssen. Ausserdem ist die französische Sprache in allen öffentlichen Bereichen vorgeschrieben. Plakatwerbung, Schilder und Geschäftsaufschriften müssen auf Französisch verfasst sein, und wenn sie zweisprachig sind, hat der franzö-

sische Text doppelt so gross zu sein wie der englische. Für jedes englische Wort muss eine französische Alternative existieren. So heisst der Puck im Centre Bell «rondelle», der Hattrick «tour du chapeau» und die Eisaufbereitungsmaschine «surfaceuse». Und wer in der Pause einen Hotdog essen möchte, ordert einen «chien chaud».

Bis die Garderobentüren aufgehen

Auch Lob und Kritik werden in der Sprache Molières verfasst. Die beiden grössten französischsprachigen Tageszeitungen der Region (*La Presse* und *Le Journal de Montréal*) publizieren selbst an spiefreien Tagen mehrere Seiten über die Canadiens. Nach jedem Training warten Dutzende Journalisten, bis die Garderobentüren aufgehen. Geht es um die Canadiens, ist alles wichtig. Dann kann schon ein schlecht isolierter Stock die sportliche Weltanschauung in Frage stellen oder das leichte Hinken eines Leistungsträgers zum Ausbruch einer Verletzungswelle hochstilisiert werden. In Québec heisst es, der Premierminister (François Legault) und der Canadiens-Trainer (Dominique Ducharme) seien die wichtigsten Leute der Erde. Mit einem Unterschied: Ducharme kommt öfter zu Wort.

Tod im Morgengrauen

Eiskalt beseitigt Palästinenserpräsident Mahmoud Abbas Kritiker wie jüngst Nizar Banat. Damit entzieht er dem Friedensprozess die Grundlage. Die Schweiz blickt weg.

Pierre Heumann

Hebron, vergangener Donnerstag. In den frühen Morgenstunden überfallen gut zwei Dutzend Angehörige des palästinensischen Geheimdienstes Nizar Banat im Schlaf. Sie strecken ihm den Haftbefehl der palästinensischen Behörden entgegen: Er habe die Regierung kritisiert. Dann übersprühen sie den 43-jährigen mit Pfefferspray, schlagen ihn während acht Minuten mit Eisenstangen, wie Augenzeugen später berichten, beschlagnahmen seinen Computer und sein Handy, ziehen ihm die Kleider aus, schleppen ihn blutüberströmt aus der Wohnung und führen ihn in einem Militärfahrzeug ab. Nach anderthalb Stunden erfährt die Familie via Whatsapp-Gruppen, dass Banat den Angriff der palästinensischen Sicherheitskräfte nicht überlebt hat. Knapp 60 Minuten nach dem Eindringen der Sicherheitskräfte in sein Schlafzimmer starb er. Er sei zu Tode geprügelt worden, sagt seine Familie.

Angstschwelle ist überschritten

Jetzt ist Banat posthum der neue Freiheitsheld der Palästinenser. Einfacher Schreiner, der er war, gibt er eine perfekte Identifikationsfigur ab, dem keiner ein egoistisches politisches Kalkül vorwerfen kann. Hunderte demonstrierten nach seinem Tod gegen den Palästinenserpräsidenten Mahmoud Abbas und dessen Autonomiebehörde. «Nimm deine Hunde und verschwinde», skandierten sie. Die Angstschwelle vor dem Regime sei überschritten, meint ein Beobachter. Er ist sich allerdings nicht sicher, ob das der Beginn eines «palästinensischen Frühlings» sei. Denn alle paar Jahre sei Abbas mit Hassausbrüchen konfrontiert, die er bisher stets niedergeschlagen habe. Dass Palästinenser aber so zahlreich wie jetzt gegen Abbas protestieren, Slogans gegen ihn schreien und seinen Sturz fordern, sei «beispiellos,» sagt der palästinensische Politologe Mkhaimar Abusada von der Al Azhar Universität in Gaza.

Banats Videos, die er für seine 100 000 Follower auf Facebook veröffentlichte, prangen die palästinensische Regierung in Ramallah nicht nur wegen Misswirtschaft an, sondern auch wegen ihrer Kollaboration mit der israelischen Besatzung. Den Westen, der die Palästinensische Autonomiebehörde (PA) von Abbas mit Finanzspritzen seit vielen Jahren am Leben hält, forderte er auf, den Palästinensern keine

wiesen, wobei die Gelder für die UN-Flüchtlingshilfe nicht eingeschlossen sind. Die EU unterstützt seit Jahren die Palästinensische Autonomiebehörde (PA) ebenfalls mit mehreren hundert Millionen Euro. Kurz vor Banats gewaltsamen Tod hat sie der PA noch ein 425-Millionen-Dollar-Darlehen zugesagt. Auch US-Präsident Joe Biden hat den Palästinensern für dieses Jahr insgesamt rund 100 Millionen Dollar in Aussicht gestellt.

Abbas wisse, sagt die palästinensische Autorin Nadia Harhash, dass ihn die Geberländer nicht zur Rechenschaft ziehen werden. Trotz seiner Diktatur und der Verletzung von Menschenrechten sieht der Westen Abbas als palästinensischen Hoffnungsträger für einen Frieden im Nahen Osten.

«Chronische Kleptokratie»

Die meisten Palästinenser sehen das freilich anders. Nur 14 Prozent wünschen sich Abbas und seine säkulare Fatah-Partei als Vertreter der Palästinenser, hat neulich eine repräsentative Umfrage ergeben. 53 Prozent würden lieber die radikal-islamische Hamas, die den Gazastreifen kontrolliert und Macht-Ansprüche auf der Westbank hat, an der Spitze der Regierung sehen. Und 84 Prozent halten die PA für korrupt. Sie sei eine «chronische Kleptokratie», hört

man hinter vorgehaltener Hand. Abbas schanze seinen Söhnen und seiner Clique Pöstchen zu, an denen sie sich masslos bereichern können.

Diktatur, Folter, Korruption: Das im Westen verbreitete Narrativ, wonach nur Israel und dessen Siedlerpolitik die Schuld daran trage, dass der Konflikt mit den Palästinensern nicht lösbar sei, wirkt vor diesem Hintergrund abstrus. Zentral ist vielmehr der Fakt, dass Palästinenser Konzessionen, die sie machen müssten, kaum akzeptieren würden, weil ihr Vertrauen in die palästinensische Führung so gering ist. Und Banats gewaltsames Ende hat die Bevölkerung gegenüber Abbas noch misstrauischer gemacht.



«Nimm deine Hunde und verschwinde»: Protest für Freiheitsheld Banat.

Gelder mehr zu überweisen. Sie würden damit Abbas unterstützen, der sich diktatorische Vollmachten anmasse und Menschenrechte verletze, schrieb Banat. Abbas ist seit 2005 an der Macht und hat seither keine Wahlen abgehalten. Auch diejenigen, die für den 22. Mai vorgesehen waren, hat er abgesagt, ohne ein neues Datum zu nennen. Als Grund nannte er die Weigerung Israels, palästinensische Wahlurnen in Ost-Jerusalem aufzustellen. Doch in Tat und Wahrheit befürchtete Abbas, nicht mehr gewählt zu werden.

Der Westen blickt diskret weg, auch die Schweiz. Allein seit 2019 hat sie insgesamt 92 Millionen Franken an die Palästinenser über-

WELTWOCHEN

daily



Das Wichtigste für den Tag

Unabhängig, kritisch, gut gelaunt

Jetzt kostenlos testen auf
www.weltwoche-daily.ch



Apple logo® und Apple® sind Marken von Apple Inc.

Google Play ist eine Marke von Google LLC.

DIE  WELTWOCHEN

Und immer nur gestörte Einzeltäter

Eine psychische Störung als Motiv wäre immer noch besser als eine islamistische Motivation.



Letzten Freitag kam es in der Innenstadt von Würzburg zu einer furchtbaren Tat. Ein 24 Jahre alter Mann aus Somalia, der seit 2015 in Deutschland lebt, erstach drei Frauen und verletzte sieben weitere Menschen, einige von ihnen schwer. «Bei den Opfern der Messerattacke von Würzburg», so meldete die Deutsche Presse-Agentur bald darauf, handelte es sich «überwiegend um Frauen»; ob der mutmassliche Täter, der von Passanten gestellt und von der Polizei bei der Festnahme angeschossen wurde, «bewusst Frauen als Opfer» ausgewählt hatte, müsse «noch ermittelt werden», es könne sich aber auch um «einen Zufall» handeln. Unklar sei, ob der «zuvor psychisch auffällige Mann aus islamistischen Motiven» gehandelt habe, Zeugen wollten gehört haben, wie er «Allahu akbar» rief, während er auf die überwiegend weiblichen Opfer einstach.

Kaum stand die Identität des «mutmasslichen Täters» fest, konzentrierte sich das öffentliche Interesse auf die Frage, ob er ein «Islamist» oder «geistig gestört» sei, als ob das echte Alternativen wären und keine Zustände, die sich perfekt ergänzen oder sogar bedingen. Eine psychische Störung als Motiv wäre zwar auch nicht schön gewesen, aber immer noch besser als eine islamistische Motivation. Denn, wie in solchen Fällen üblich, galt es, zweierlei zu verhindern: eine «Instrumentalisierung der Tat» zu politischen Zwecken und die Konstruktion eines «Generalverdachts» zu Lasten der Geflüchteten.

Unter den Ersten, die sich dagegen verwahrten, Flüchtlinge «in Sippenhaft» zu nehmen, war der Würzburger Oberbürgermeister Christian Schuchardt. Bei einer Trauerfeier für die Opfer

des Amoklaufs sagte er: «Die Verbrechen Einzelner sind aber niemals auf Bevölkerungsgruppen, Religionen, Staatsangehörigkeiten zurückzuführen. Auch wir Deutsche wurden nach dem Zweiten Weltkrieg nicht pauschal verurteilt. Genauso wenig gilt dies jetzt für Somalier oder generell Geflüchtete.»

Das war das primäre Anliegen des amtierenden Oberbürgermeisters (OB): klarzustellen, dass es die Tat eines Einzelnen war, die man nicht einer Gruppe, einer Religion oder einer Staats-

Irgendwas hält die Deutschen davon ab, die Wirklichkeit zur Kenntnis zu nehmen.

angehörigkeit anlasten darf, was übrigens niemand getan hatte, bis der OB den Umstand ansprach, dass der Täter ein Flüchtling aus Somalia war und kein Tourist aus Dänemark, Italien oder Polen, der sich nur den Dom ansehen wollte.

Darüber hinaus war es eine logische und logistische Meisterleistung des OB, in diesem Zusammenhang daran zu erinnern, dass «auch wir Deutsche nach dem Zweiten Weltkrieg nicht pauschal verurteilt» wurden, obwohl manche, so die zwischen den Zeilen versteckte Botschaft, möglicherweise dazu allerlei Grund gehabt hätten. Auch «wir Deutsche» gehörten damals keiner Bevölkerungsgruppe an, hatten keine gemeinsame Religion und Staatsangehörigkeit. Wir waren schlimmstenfalls Einzeltäter, wie der Mann aus Somalia, der, warum auch immer, am helllichten Tag mit einem Messer drei Frauen massakrierte und sieben weitere Menschen

schwer verletzte, überwiegend Frauen, woraus man allerdings nicht ableiten sollte, dass er es auf Frauen abgesehen hatte, jedenfalls nicht ausschliesslich, allenfalls überwiegend.

Auch der bayerische Ministerpräsident Markus Söder schaffte es, in dem traurigen Geschehen ein kleines Quantum Trost zu finden. Unter den Menschen, die geholfen hatten, den Amokläufer zu stoppen, seien «auch Menschen anderer Nationalitäten» gewesen, das zeige, so Söder, «dass Hass nichts mit einer Nationalität zu tun hat, sondern in dem jeweiligen Menschen liegt». Eine bahnbrechende Erkenntnis.

Nun ist es keineswegs so, dass es bis jetzt keine «islamistisch motivierten» Terroranschläge in Deutschland gegeben hätte. Spätestens seit dem Anschlag auf den Berliner Weihnachtsmarkt am 19. Dezember 2016 mit zwölf Toten und über fünfzig Verletzten gehören sie zwar nicht zum Alltag, sind aber auch keine Seltenheit wie die Landung Ausserirdischer auf dem Nürnberger Reichsparteitagsgelände. Auch in den umliegenden Gauen, in Frankreich, Belgien, den Niederlanden, Österreich, Dänemark, hat es «islamistisch motivierten» Terror gegeben, über den in Deutschland berichtet wurde.

Und dennoch: Irgendwas hält die Deutschen davon ab, die Wirklichkeit zur Kenntnis zu nehmen, dass es einen Zusammenhang gibt zwischen unkontrollierter Zuwanderung und einem Terror, der sich wie ein Gewitter entlädt. Und immer ist es ein Einzeltäter, der psychische Probleme hatte. Noch etwas kann als sicher angenommen werden: Der Anschlag von Würzburg wird nicht der letzte sein.

Brillante Frau

Nr. 25 – «Wer ist Angela Merkel?»
Franz Josef Wagner über die deutsche Kanzlerin

Frau Merkel, eine brillante Frau, wurde unterschätzt; sie hat Deutschland zur Einparteiengovernment gemacht – wie hätte sie auch anders können, mit ihrem geschichtlichen Hintergrund? Die USA, Grossbritannien und auch China und die Staaten um Deutschland herum werden gierig und unverschämt das Vakuum nutzen, und Deutschland (und wir alle) wird wieder büssen müssen und sich wundern, wie es so weit kommen konnte. *Inge Vorburger, Gossau*

Merkels Machtpolitik in ihrer Ausformung konformistisch verbrämter Destruktivität ist die eigentliche Gefahr für die Welt. Das Wissen der Kanzlerin um die Bereitschaft ihrer achtzig Millionen Untertanen, Regeln höher zu achten als das eigene Leben, wird die unheilige Allianz von Konformist und Psychopath wiederum möglich machen. *Peter Meier, Volketswil*

Vergoldete Führung

Nr. 25 – «Beziehungsdelikt am Leutschenbach»
Christoph Mörgeli über SRF-Chef Tristan Brenn

Jetzt werden die unsägliche Gemengelage und die Filzbeziehung zwischen Chefredaktor Brenn und der durch ihn auf den «Club»-Sessel gehieften Lüthi bekannt. Eine unakzeptable Führungskultur und Personalie. Die offensichtlichen Probleme der Führung des Schweizer Fernsehens müssen insbesondere auch auf die Saläre von Generaldirektor Marchand und SRF-Direktorin Wappler ausgeweitet werden. Wer sich in Europa bei Fernsehanstalten wie ARD, ZDF, ORF umsieht, ist erschüttert. Diese Inten-

danten und Chefredaktoren werden mit einem Jahreslohn von knapp mehr als der Hälfte desjenigen unserer vergoldeten Führungsleute entlohnt. Dabei führen sie mehr als zehnmal grössere Unternehmungen. Zeit, hinzuschauen und den Augiasstall SRF in der Chefetage auszumisten. Wir sind es den vielen Mitarbeitenden schuldig, die gute Arbeit leisten.

Roger E. Schärer, Trin Mulin

Ideologie statt Fakten

Nr. 25 – «Alle stecken den Kopf in den Sand»
Kolumne von Peter Bodenmann

Ja, Herr Bodenmann, das ist richtig, die Gefahr eines Blackouts ist gegeben. Und nun die Frage: Weshalb? Weil man überall die AKW abstellt und zusätzlich die Elektromobilität fördert (subventioniert). Also weniger effiziente Stromerzeugung und mehr Stromverbrauch. Da muss man kein Rechengenie sein, um zu merken, dass diese Rechnung nicht aufgeht. Einmal mehr ein schöner Beleg dafür, dass die linke Ideologie sich nicht mit Fakten beschäftigen kann oder will. *Dario Facci, Bütschwil*

Planwirtschaft

Nr. 25 – «Das achte Weltwunder»
Beat Gygi über die deutsche Wirtschaft

Von Deutschland sind in den letzten Jahrzehnten, vorher auch nicht, als führender Wirtschaftsmacht der EU keine positiven Impulse ausgegangen, die Europas geopolitische Position gestärkt hätten. Das Gegenteil ist der Fall. Der Niedergang der EU in die globale ökonomische Bedeutungslosigkeit ist die Folge der von Merkel angestrebten, zentral gelenkten Planwirtschaft. *Mario Wolf, Oberegg*

Verunglimpft

Nr. 23 – «Oberlehrer der Nation»
Christoph Mörgeli über das Schweizer Fernsehen

Mit dem vom Bundesrat abgelehnten EU-Rahmenabkommen hat die SRG einen endgültig klaren Beweis ihrer Linkslastigkeit geliefert: Da wurde stündlich von einem «Scherbenhaufen» oder von kommenden Sanktionen und vielen Nachteilen gejammert und Bundesrat Parmelin als Schuldiger dargestellt. In politische Sendegeräte wurden nur Befürworter eingeladen. Warum wird nicht endlich durch die stets verunglimpft gewählteste Partei Strafanzeige gegen die zwangsgebührenpflichtige SRG eingereicht?

Rolf Bolliger, Lyss

Aus purem Neid?

Nr. 25 – «Ganz schön anders»
Roman Zeller über die SVP-Politikerin Jérémie Repond

Seit ich politisch denken kann, frage ich mich, warum die Basler so links ticken. Ist es, weil mit der erfolgreichen Pharmaindustrie so viel Geld zum Verteilen in die Steuerkasse fliesst? Oder fühlt man sich zur Opposition gegen die Schweiz verpflichtet, weil man sich dem sozialistischen Deutschland näher fühlt? Kaum wage ich den Verdacht zu äussern, dass es aus purem Neid gegen das wirtschaftlich erfolgreiche Zürich geschieht. Am ehesten glaube ich, dass der Mehrheit der Basler ein Alleinstellungsmerkmal fehlt, was sie daran hindert, ein selbstbewusstes und wertvolles Mitglied der Schweizer Konkordanz zu werden.

Stephan Amacker, Neftenbach

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



John McAfee (1945–2021)



Wilder Lebensweg: Pionier McAfee.

Wenn er etwas mache, dann hundertprozentig. Das sagte John McAfee vor einiger Zeit dem *Wall Street Journal*. Damals drehte sich das Gespräch um McAfees Hobby des Aero-trekking, also des Steuerns von tieffliegenden Fluggeräten mit offenem Cockpit, einer Art Motorrad für die Lüfte. In dieser Disziplin, wie in vielem anderen, brachte er es zu grosser Meisterschaft.

Auch sonst gehörte er zu den schrägsten und interessantesten Figuren, die das Silicon Valley in seiner Frühzeit hervorgebracht hat. Grundstein für seine Karriere war die nach ihm benannte Antiviren-Software. 1992 brachte er McAfee Associates – so hiess die Firma – für 100 Millionen Dollar an die Börse.

Kampf gegen repressive Behörden

Sein weiterer Lebensweg führte ihn zuerst zum Yoga – er schrieb vier Ratgeberbücher über die aus Indien stammende Meditations- und Er-tüchtigungstechnik. Später dann wanderte er nach Belize in Lateinamerika aus. Nach Grenz-streitigkeiten verstarb sein Nachbar unter ungeklärten Umständen. McAfee floh zunächst nach Guatemala, von wo aus er an die USA ausgeliefert wurde. Ein Gericht verurteilte ihn wegen des Todesfalls zur Zahlung von 25 Millionen Dollar, wogegen er rekurrierte. Das Ver-fahren bleibt pendent.

Seine grössten juristischen und finanziellen Kopfschmerzen rührten aber anderswoher.

Die US-Steuerbehörde stellte ihm nach, weil er als US-Staatsbürger jahrelang keine Steuer-erklärung ausgefüllt hatte und weil er – so die Anklage – mit exotischen Kryptowährungen Investoren betrogen und die Gewinne daraus nicht versteuert habe.

Der lange Arm der amerikanischen Steuer- strafjustiz erfasste McAfee in Spanien, wo er

Ende letzten Jahres verhaftet wurde. Seither wehrte er sich juristisch gegen die Auslieferung an die USA.

Von seiner Gefängniszelle in Barcelona aus hielt er via Twitter seine Millionen-Gefolg-schaft bei Laune. Dabei inszenierte er sich als eine Art Hohepriester gegen die erdrückende Macht des Staates. Kryptowährungen wie Bit-coin sah er als «das einzige Mittel, um auch in Zukunft finanzielle Freiheit zu erhalten» an- gesichts der immer repressiveren Behörden.

Auch zu vergleichsweise Trivialem äusser- te er sich oft und gerne. Die Vorstellung, dass Bill Gates' Ehe wegen Affären oder der Nähe zum verurteilten Sexualverbrecher Jeffrey Eps- tein zerbrochen sei, amüsierte ihn. Bill Gates, schrieb er, lasse selbst den schwächtigen Mark Zuckerberg aussehen «wie einen Sexgott». Was das anging, war McAfee kein Kind von Traurigkeit. Seine Selbstbeschreibung ist jene eines «Liebhabers von Frauen, Abenteuern und Mysterien».

Jetzt ist John McAfees wilder Lebensweg zu Ende. Nachdem ein spanisches Gericht dem Auslieferungersuchen zugestimmt hatte, wurde er tot in seiner Gefängniszelle auf- gefunden. Die Autopsie vermerkt als Todes- ursache Suizid.

Florian Schwab

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Wir machen Sommerpause und senden im August wieder

Ab Montag, 23. August, täglich um 17.25 Uhr auf







Und ab Montag, 30. August, täglich um 17.25 Uhr auf

TELEZ

www.fokus-kmu.tv



Sponsoringpartner




Bundesrat Maurer kann nein sagen

Die Schweiz ist nicht machtlos gegen das rissige G-7-Steuerkartell.



Die G-7-Staaten nehmen einen radikalen Umbau des weltweiten Steuersystems in Angriff, der den Wettbewerb zwischen den Ländern weitgehend abwürgen soll. Der erste grosse Schritt war vor Wochen die Ankündigung einer weltweiten Mindeststeuer auf Unternehmensgewinnen von 15 Prozent. Mit ihrer Machtpolitik – schwarzen Listen für Abweichler – wollen die Grossen die Welt neu ordnen: in der Art eines globalen Kartells, verstärkt durch die G-20 und mit der OECD als Vollstreckungsorgan. Das tönt für kleine Länder furchteinflössend.

Wie kräftig ist aber das Kartell? Entstanden ist die Gruppierung als G-5, dann G-7 in den 1970er Jahren, als der deutsche Kanzler Helmut Schmidt und der französische Staatspräsident Giscard d'Estaing fanden, die wirklich wichtigen Leute der Welt sollten das Wichtige unter sich ausmachen. Sie nahmen Grossbritannien, die USA, Japan, schliesslich Kanada dazu, dann fand sich auch Italien wichtig.

Dieser Klub der finanziell unsoliden Hochsteuerländer will nun verhindern, dass die Steuerzahler an günstigere Standorte abwandern können. Kartelle sind Absprachen unter Gleichgesinnten, um die anderen zu schädigen, bergen aber meistens auch innere Konflikte, haben Risse, weil die einen mehr profitieren als die andern. Das ist auch bei den G-7 so.

Riss 1 — Ursprünglich wollten die Europäer eine Digitalsteuer einführen. Es ärgerte sie, dass grosse US-amerikanische IT-Konzerne wie Google, Amazon, Apple et cetera in Europa Riesengeschäfte machten, ohne dass man sie besteuern konnte. Die EU hätte so gerne daran mitver-

dient. Deshalb sagten die Europäer: Digitale Dienstleistungen können bei uns ja nur verkauft werden, weil unsere Kunden da sind, also entstehen die Leistungen eigentlich durch den Akt des Kaufs. Folglich müsse man Google und Co. am Ort des Umsatzes besteuern. Frankreich preschte vor mit einem eigenen Ansatz der digitalen Umsatzsteuer.

Die US-Regierung schlug zurück: Die potenten US-Firmen sollten nicht Staatskassen anderer Länder füllen. Rasch wandelte sie die Digitalsteuer um in eine breitere Umsatzsteuer, zahlbar in den Absatzländern, sodass es etwa auch deutsche Exporte treffen könnte. Zugleich leitete die Regierung Biden die Energie des Kartells um in Richtung globale Mindeststeuer. Sein Deal: Ihr Europäer macht jetzt auf dieser Schiene mit und lasst von der Digitalsteuer ab, diese Umsatzbesteuerung kommt nachher dran!

Riss 2 — Zur Umsetzung der neuen Steuerordnung brauchen die G-7 die G-20, also den Kreis der weltgrössten Wirtschaftsschwergewichte, die sich vom 7. bis am 11. Juli in Venedig treffen. Die G-20 sind von Interessenkonflikten durchdrungen. China, Indien oder Brasilien werden wohl eigene Ausnahmen für sich beanspruchen, haben sie doch ihre speziellen Steuerregimes oder Sonderzonen zum Forcieren des Wachstums. In Indien ärgert man sich über US-Firmen wie Amazon und Walmart.

Riss 3 — Die EU ist ein Mitglied der G-20, das innerlich gespalten ist und Mühe haben wird, Stellung zu beziehen. Klar, Hochsteuerländer wie Deutschland verfechten die Mindeststeuer, aber Irland, Polen oder Ungarn sind dagegen, wollen

sich nicht dreinreden lassen. Grossbritannien will die Finanzbranche ausnehmen.

Riss 4 — Und die Schweiz? In diesem Gewirr hat sie die Chance, ihren Widerstand gegen die Mindeststeuer zur Wirkung zu bringen. Auf Stufe G-20 ist sie zwar noch nicht am Aushandeln der Deals beteiligt, aber nachher, wenn der Entscheidungsprozess in die auf Einstimmigkeit ausgelegte OECD gelangt – dann kann Bundesrat Ueli Maurer nein sagen. Die Schweiz tat das bereits 1999 einmal, sie muss nur wollen.

Nicht Geld, nein: Strafe

Neuer Blick auf das G-7-Steuerkartell: Warum, so taucht bisweilen die Frage auf, sind diese Länder eigentlich so erpicht darauf, ihre Steuereinnahmen zu erhöhen? Ihre Politiker und tonangebenden Ökonomen sehen Staatsschulden ja als harmlose Erscheinungen an, die bei Nullzinsen praktisch gratis zu haben und nicht zurückzuzahlen sind. Sollte es trotz Schuldenmacherei im Staat noch an Geld fehlen, kann ja die Notenbank das nötige Geld aus ihren Rohren schütten, gratis. So sehen es viele linke Neokeynesianer und Anhänger der sogenannten modernen Geldtheorie gerade auch in den USA.

Warum also noch Steuern eintreiben, was ja mühsamer ist als Geld drucken? Eine oft gehörte Antwort: Dem Staat geht es weniger ums eingesammelte Geld als vielmehr darum, die Kontrolle über die Bürger und Firmen zu erlangen. Einkommenssteuern sind das perfekte Mittel zur Kontrolle der privaten Verhältnisse der Bürger. Hinzu kommt, dass in Umverteilungsgesellschaften eine Regierung an Popularität gewinnt, wenn sie Reichtum quasi mit einer Strafe belegt.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

«Deutsch ist eine
schöne Sprache – wenn
man's schon kann.»

Max Wey, Seite 57



Grenzen der Welt ins Bild gerückt.

Jörg Immendorff, Solo, 1988 – Sein Leben war keines, das sich innerhalb der vorgegebenen Grenzbereiche aufhielt. Er war ein Grandseigneur der steten Grenzüberwindung; der politischen, gesellschaftlichen und existenziellen – dieses fein gezogene Geflecht aus moralischen, ethischen und religiösen Grenzsteinen.

Jörg Immendorff (1945–2007) wandte sich auf seiner Suche nach Grenzenlosigkeit gegen alle Grenzbäume, jene der Welt und jene des Kopfes. Natürlich war er mehrere, manchmal gleichzeitig; Lehrer, Kunstprofessor, Barbesitzer, Mao-Verehrer, Trinker, Kokainist, Freier, Familienvater, Dadaist. Er war kein Missionar, obwohl sein Quantum an Selbstüberzeugung dafür ausgereicht hätte, eher war er ein ernsthafter Flaneur auf dem schmalen Weg jenseits der Ränder der Welt.

Er liess die allgegenwärtige Sprengkraft der Welt und des Seins im Kleinen explodieren. Das geteilte Deutschland fand in einer Café-Kulisse statt, es sind Collagen einer gefangenen und zum Spielball der Machtsysteme gewordenen Wirklichkeit, die die Selbstbestimmung des Individuums eingrenzen und in denen das Absurde, das in jedem Zeitalter und individuellen Dasein steckt, die Grenze vom Sicht- zum Spürbaren überschreitet.

Als er die Grenzen der Welt ins Bild gerückt hatte, begann er, als Solist sich seinen eigenen anzunähern, und geriet zwangsläufig ins strudelnde Fahrwasser der Selbstbefreiung durch Selbstausschüttung; wer brennt, verbrennt auch.

Nur durch Selbstausschüttung oder durch Krankheit, so scheint es, sind die eigenen Grenzgebiete zu erfahren. Die letzten seiner Jahre verbrachte der Grenzgänger im Rollstuhl, er litt unter einer Nervenkrankheit, er brauchte fremde Hände, um die Welt in Bilder zu tunken. Und dann überschritt er sie, die einzige Grenze, die wir alle zu überschreiten haben.

Michael Bahnerth

Ob auch alles um uns wanke

Alfred Escher wies seinen Mitbürgern im Zürcher Rathaus und im Nationalratssaal den Weg. Seine präsidialen «Thronreden» sind überraschend aktuell.

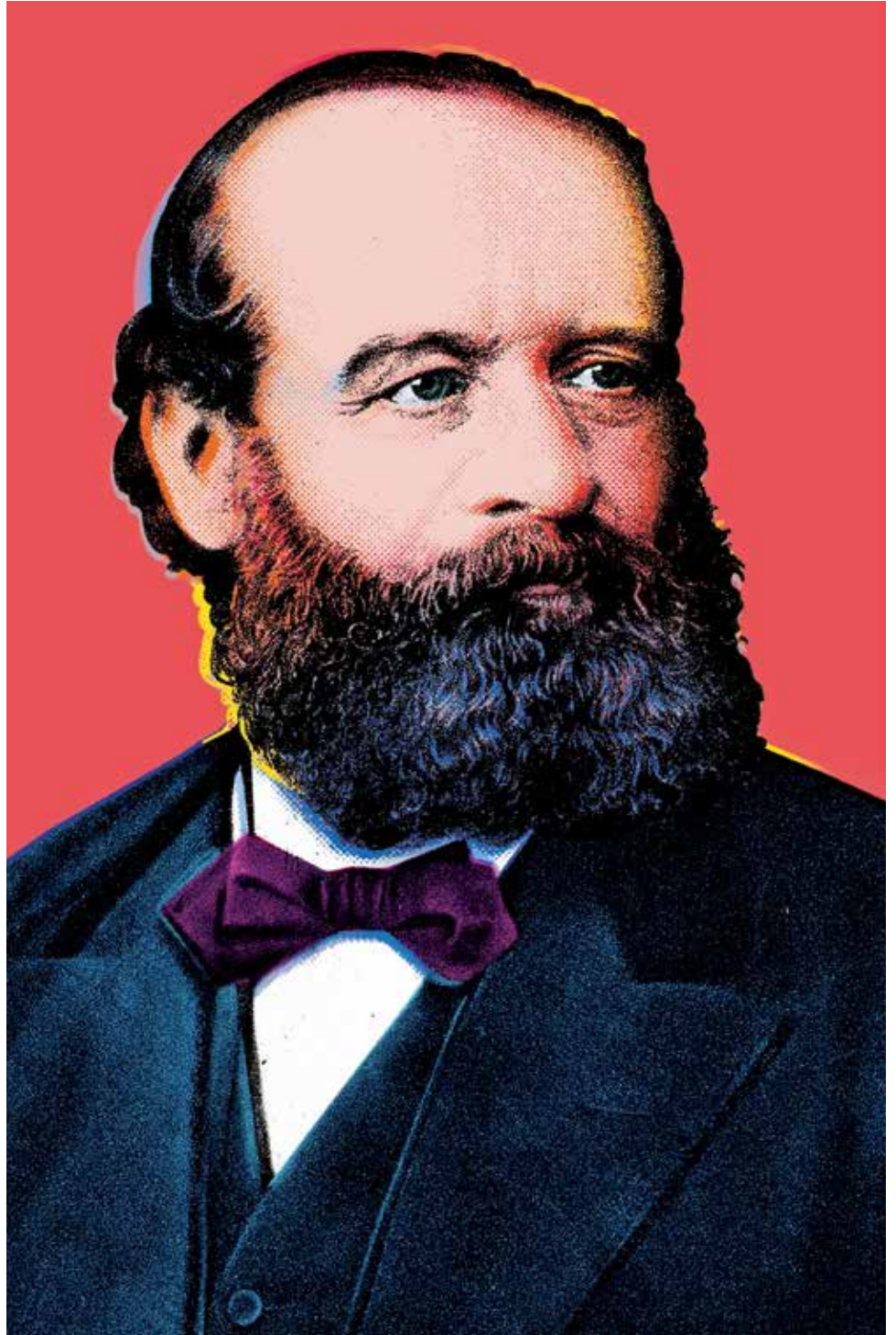
Christoph Mörgeli

Joseph Jung: Alfred Eschers Thronreden
1848 bis 1868. NZZ Libro. 272 S., Fr. 39.–

Kein Nationalratspräsident, geschweige ein Zürcher Kantonsratspräsident, hätte heute das Selbstbewusstsein, eine Session mit programmatischen Reden über die Welt, Europa und die Schweiz zu eröffnen oder abzuschliessen. Alfred Escher aber, diese machtvolle Ausnahmeerscheinung in Politik und Wirtschaft, nutzte seine Vorsitzfunktion, um Land und Volk den Weg zu weisen. Die Zeitgenossen nannten die anspruchsvollen Texte halb bewundernd, halb spöttisch «Thronreden». In der Tat ähnelte Alfred Eschers beherrschende Stellung im jungen Bundesstaat der eines Monarchen, allerdings eines ausserordentlich aufgeklärten. Ohne diesen durchsetzungsfreudigen Visionär wäre der Aufstieg der Schweiz vom Armenhaus Europas zu einem der wohlhabendsten Staaten nicht gelungen.

Der Historiker Joseph Jung, Escher-Biograf, Herausgeber seiner Briefe und Kenner der Schweiz im 19. Jahrhundert, legt nun 32 dieser «Thronreden» im Wortlaut vor. Was Alfred Escher über die Rolle von Staat, Wirtschaft und Bildung, über das Verhältnis zum Ausland, zur Neutralität oder zum Föderalismus zu sagen hatte, ist von erstaunlicher Aktualität. Der Jurist, Spross der über Jahrhunderte einflussreichsten Stadtzürcher Familie, setzte ausschliesslich auf das liberale Leistungsprinzip: «Die Zeiten der Vorrechte sind vorüber. Man fasst heutzutage bei der Verleihung politischer Rechte den Menschen als solchen ins Auge und fragt nicht mehr nach seiner Familie und auch nicht nach seiner Heimat.»

Unerschütterlich glaubte Escher 1848 bei der Gründung des Bundesstaates trotz aller Umstürze und Drohgebärden des Auslandes an die geschichtliche Sendung seiner jungen Nation – und an deren Widerstandskraft: «Ob auch alles um uns wanke, die Schweiz wird, so Gott will, fest stehen!» Sie sei als gekräftigter demokratisch-freiheitlicher Staat «ein Dorn im Auge der europäischen Reaktion». Zwar müsse



Aufgeklärter Monarch: Politiker und Unternehmer Escher (1819–1882).

das Alpenland «Hochaltar der Freiheit in Europa» bleiben. Doch die «rückhaltlose Neutralität sei und bleibe der Leitstern der Politik der Schweiz gegenüber dem Ausland». Sollte aber von aussen dem Land zu nahegetreten werden, sei alles an «Gut und Blut» aufzubieten, um solche Zumutungen zurückzuweisen.

Nichts ohne Eisenbahn

Dass Alfred Escher schon als Dreissigjähriger das Mittelland weit überragte, fiel auch ausländischen Besuchern und Beobachtern auf. Gründlich gebildet, wohlhabend, dazu hübsch, kräftig gebaut, bestens vorbereitet, gewissenhaft und mit tiefer Stimme in fehlerfreiem Hochdeutsch redend – dieser junge Mann fiel aus dem Rahmen. Sein Glaubensbekenntnis galt dem Fortschritt, sein voller Einsatz der als richtig erkannten Sache. Sosehr ihn seine Mitbürger mit Ämtern überhäuften und ihm eine fast unheimliche Machtballung übertrugen – nie missbrauchte Escher diese zu widerrechtlichen Winkelzügen oder unstatthafter Bereicherung. Doch er nutzte den Vorsitz in den Parlamenten und Kommissionen, um die Richtung vorzugeben und die Themenführerschaft an sich zu reissen. Er musste nicht im Bundesrat wirken,

Im Polytechnikum, der späteren ETH, erkannte er unermessliches Potenzial für den Fortschritt.

er beherrschte die oberste Behörde von aussen. Obwohl Escher anfänglich die Repräsentation nach Kopfzahl forderte und kein Freund des Ständerates war, würdigte er bald den Wert des Föderalismus: «Der schöne Baum unseres neuen Bundes, der seine schützenden Zweige über das ganze Vaterland ausbreitet, hat zu seinen Wurzeln die Kantone. Würden wir diese Wurzeln verkümmern und absterben lassen, so wäre damit auch dem Baum der sichere Untergang bereitet.» Nicht genug konnte der Zürcher betonen, dass «die Kantone die Säulen sind, auf denen das ganze Bundesgebäude ruht».

Escher war im kantonalen wie im eidgenössischen Parlament zwei Jahrzehnte lang unbestrittener Mehrheitsführer. Als Infrastrukturpolitiker wurde er zum Motor einer unglaublichen wirtschaftlichen Dynamik. Er gründete die Nordostbahn, die ETH, die Schweizerische Kreditanstalt (heute CS) und die Schweizerische Rückversicherungs-Gesellschaft (Swiss Re); die Gotthardlinie krönte sein Lebenswerk. Sorgenvoll realisierte er schon 1849, wie die rasch entstehenden Schienenwege des Auslandes die Schweiz umfuhren. Dem Land drohe die Gefahr, «gänzlich umgangen zu werden und infolgedessen in der Zukunft das traurige Bild einer europäischen Einsiedelei darbieten zu müssen».

In unübertrefflicher Klarsicht legte Escher im Zürcher Rathaus die Bedeutung des Per-

sonen- und Warenverkehrs gerade für die Unbemittelten dar. Die Eisenbahn verbillige für die arbeitende Klasse das Leben, ermögliche die Zufuhr von Lebensmitteln wie Rohstoffen, den globalen Handel wie den Tourismus. Überhaupt kannte dieser Grossbürger keine soziale Kälte, war es doch Eschers erklärtes Ziel, «dass auch nicht ein Menschenleben dem Hunger zum Opfer» falle. Das Eisenbahngesetz von 1852 – wohl das erfolgreichste Gesetz des Bundesstaates bis heute – übertrug Bau und Betrieb der Bahnen der privaten Wirtschaft, die Konzessionserteilung aber den Kantonen; auch griffige Möglichkeiten der Enteignung waren Staatssache und boten die Grundlage, dass dank dem schweizerischen Schienennetz innert zehn Jahren das bislang Versäumte aufgeholt wurde.

Unermüdlich rief Escher seine Anhänger dazu, aus Vernunft dem Guten zuzustimmen, wenn das Beste unerreichbar war – so bei der neuen Bundesverfassung oder bei der Bestimmung von Bern als Bundeshauptstadt. Dafür kämpfte er wie ein Löwe für die Realisierung einer eidgenössischen Hochschule, deren Sitz dann Zürich nicht mehr abgesprochen werden konnte. Überhaupt empfand es Escher als Schande, dass die Schweizer in manchen Fächern noch immer im Ausland studieren mussten. Im Polytechnikum, der späteren ETH, erkannte er unermessliches Potenzial für den Fortschritt in Technik, Wissenschaft und Wirtschaft. Irren sollte sich Escher bloss in dieser hochschulpolitischen Erwartung: «Die Zentralisierung schweizerischer Kräfte macht weniger Deutsche und Fremde nötig.»

Berechenbar statt kriegerisch

Zum Staatsmann schwang sich Alfred Escher auf, indem er die aggressiv-imperialistische Politik der radikalen Freisinnigen bekämpfte. Politische Hasardeure wollten in der Auseinandersetzung mit Preussen um Neuenburg 1857 einen Krieg entfesseln und im Savoyer Handel von 1859/60 das schweizerische Staatsterritorium erweitern. Solch brandgefährlichen Umtrieben setzte Escher als führender Aussenpolitiker kaltblütigen Pragmatismus entgegen: «Ein kleiner Staat aber vollends wird nur durch eine ruhige Haltung und durch besonnenes Handeln der Welt Achtung einflössen und sie seine Kleinheit vergessen machen.»

Durch geschickte Diplomatie konnten die Konflikte beigelegt werden. Die Schweiz, so Escher, sei nicht dazu berufen, mit Bajonetten in fremde Staaten einzufallen; sie solle «sich bescheiden, zu bleiben, was sie ist». Durch politische Klugheit, aufrichtige Neutralität, eine schlagkräftige Armee, aber auch geordnete öffentliche Finanzen sei die Unabhängigkeit für alle Zukunft zu sichern: «Kein Land ist zu klein, um seine Selbständigkeit zu verteidigen.»

Wie jeder wirksame Politiker konstruierte Escher ein Feindbild, das er mit schneiden-

der Schärfe attackierte – womit er katholisch-konservative Politiker aus den früheren Sonderbundskantonen unnötig verletzte. Den Namen des Luzerner Nationalratskollegen Philipp Anton von Segesser sprach Escher kein einziges Mal aus, meinte aber auch ihn, wenn er ausführte, es gebe keine Partei des Auslandes mehr in der Schweiz, denn deren Häupter weilten dort, wo sie hingehörten: im Ausland. «Und diejenigen, die sich von ihnen verführen liessen, werden nicht vergessen, dass sie nur durch unverbrüchliche Treue an die Eidgenossenschaft das, was sie an derselben verbrochen haben, wiedergutmachen können.»

Als unverhüllte Drohung musste die Opposition auch diesen Satz verstehen: «Wir kennen sie alle, diese eingefleischten Feinde unseres wiedergeborenen Gesamtvaterlandes: Mögen wir nie vergessen, meine Herren, dass wir sie kennen!» Während Escher die Jesuiten und ihren verderblichen Einfluss verdammte, würdigte er die Emanzipation der Juden als «grosse zivilisatorische Idee». Seine liberalen Gesinnungsgenossen, die treu zum jungen Bundesstaat standen und sich bei dessen Aufbau nicht entmutigen liessen, lobte Escher als «Kernmänner», deren es unter den Mitbürgern noch viele gebe.

Durch die demokratische Bewegung verlor Alfred Escher 1867/68 jäh seine allmächtige Stellung in Bund und Kanton. Die Mitbestimmung des Volkes in Sachfragen beurteilte er bis zuletzt skeptisch. Politiker waren für ihn keine blossen Diener, sondern auch «Ratgeber des Volkes». Noch als das Zürcher Parlament durch die Forderung eines Verfassungsrates das Vertrauen der Stimmbürger verloren hatte, bat der Begründer der modernen Schweiz seine Kollegen, «ohne Bitterkeit» in ihrem Amt auszuharren, getreu seiner Devise: «Vor allem und über allem das Vaterland.»

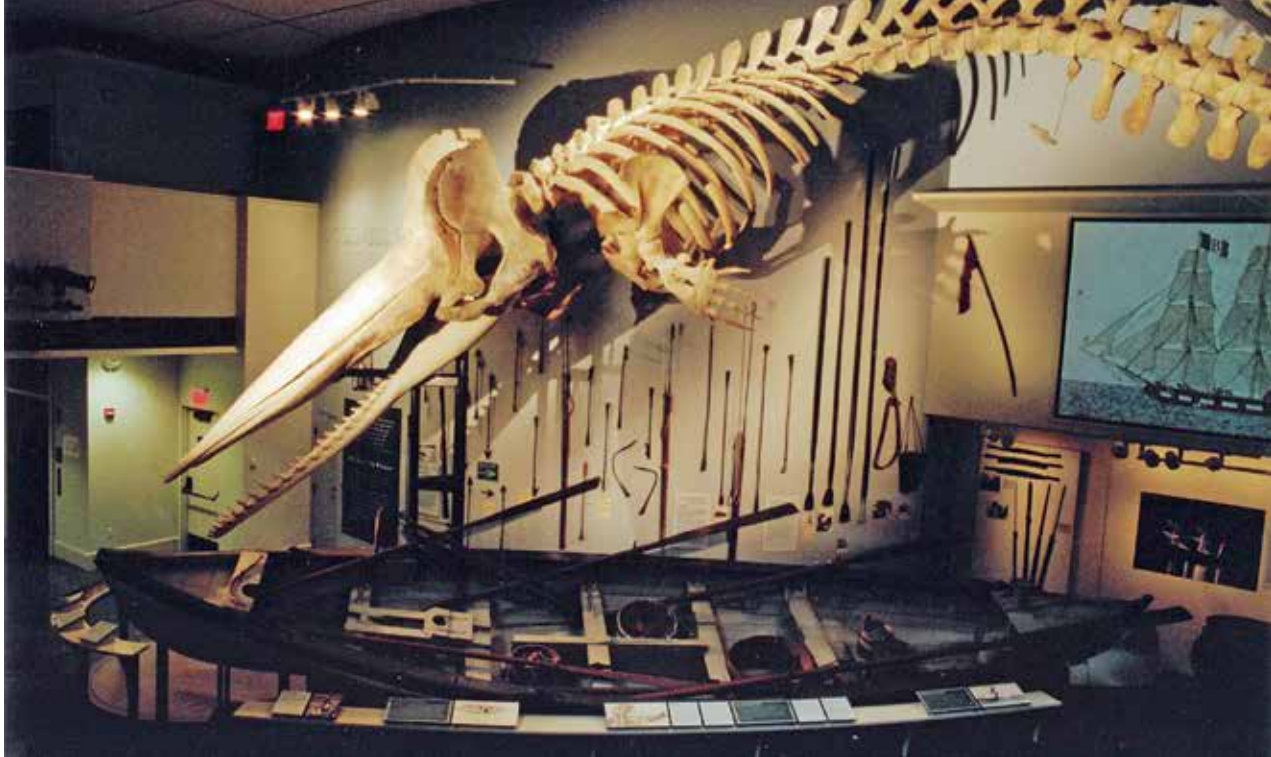


Pflegezentrum Gorwiden

Sehr gute Pflege in ruhigem Gartenquartier Zürich Nord

- Aktivierungstherapie, Ergotherapie, Logopädie, Physiotherapie
- Eigene Ärzte, Pauschaltaxen inkl. Cafeteriaabzüge
- Kurzaufenthalte während den Ferien von pflegenden Angehörigen, Tages- und Nachtaufenthalte, Betreutes Wohnen, keine Kündigungsfristen
- Haustiere in Einbettzimmern möglich
- Besuche in Corona-Zeit jederzeit, unter Einhaltung der Hygienevorschriften der Gesundheitsdirektion, möglich.
- Aufnahme von Pflegeotfällen jederzeit kurzfristig möglich
- Besichtigungen und Beratungen auch am Wochenende

www.gorwiden.ch | 044 315 11 11 (täglich)



Abbild seines Elements: Pottwalskelett und Walfangboot im Nantucket Whaling Museum.

Der Wal: Neu gesehen und gedacht

Christoph Egger

Felix Lüttge: Auf den Spuren des Wals. Geographien des Lebens im 19. Jahrhundert. Wallstein. 279 S., Fr. 42.90

Der Haupttitel, in den letzten Dezennien so oder ähnlich recht häufig zu lesen, scheint unverfänglich. Der Untertitel allerdings deutet an, dass hier eine Spurensuche der besonderen Art zu gewärtigen ist. Und in der Tat werden diese «Geographien des Lebens» dem Leser einiges an Durchhaltevermögen abverlangen, ihm aber auch viel Erhellendes bereithalten. Mit der Erbauungsliteratur über die «sanften Riesen», die die zetologische, der Wissenschaft von den Walen gewidmete, deutschsprachige Buchproduktion der letzten fünfzig Jahre prägte, hat diese aus einer sozialhistorischen Dissertation hervorgegangene Arbeit, die ganz gern mit dem einschlägigen akademischen Jargon hantiert, jedenfalls nichts zu schaffen.

Dokumentiert in Logbüchern

Hier wird «der Wal» wissenschaftsgeschichtlich in neue Erkenntniszusammenhänge gerückt. Eine enorme Fülle an historischer Literatur, darunter zahlreiche Primärquellen aus amerikanischen Archiven, beleuchtet zoologische wie nautische, ökonomische wie rechtliche Aspekte. Etwas bedauern mag man, dass es nicht mehr zu einem Register reichen wollte.

Den Mess- und Analysegeräten der Wissenschaft ebenso wie der Linse der Satellitenkamera bietet sich die Meeresoberfläche keineswegs als immer gleiches, unbeschriebenes Blatt dar. Für das Auge des Seefahrers löst sich jedoch die Spur, die sein Schiff oder der Schwanz des abtauchenden Wals ins wässrige Element ritzen, alsbald wieder im endlosen Einerlei der Wellen auf. Es kenne «keine Spuren von Gewesenem», sagte Hans Blumenberg; von der «Wasserunendlichkeit des Schreckens» spricht allerdings Melvilles «Israel Potter». «I want to know what it says, the sea. What it is that it keeps on saying», heisst es im Roman «Dombey and Son» von Charles Dickens. Er ist 1848 erschienen, in den nämlichen vierziger Jahren, in denen die erste Hauptfigur von Lüttges Dar-

Für das Auge des Seefahrers löst sich die Spur alsbald wieder im endlosen Einerlei der Wellen auf.

stellung die Argumentation eröffnet: Matthew Fontaine Maury, der amerikanische Seeoffizier, der sich seine bleibenden Verdienste um die Ozeanografie als Wissenschaft freilich an Land erworben hat.

Am Anfang steht dessen Schreiben an den berühmtesten Geografen seiner Zeit, Alexander von Humboldt. Maury begründet darin das Konzept der von ihm entwickelten «whale charts», die entscheidend über gängige blosse Verteilungskarten hinausgingen. Die Walfänger waren immer schon auf den Spuren des Wals gewesen und dokumentierten Sichtun-

gen und erlegte Tiere in ihren Logbüchern; herausragende Köpfe wie der Niederländer C. G. Zorgdrager (1720; dt. 1723) und der Engländer William Scoresby (1820) fassten ihre Beobachtungen in Büchern zusammen, die zwar sofort zu Standardwerken wurden, aber nicht zum Alltagsgebrauch taugten. Zudem handelten sie von den arktischen Fanggründen um Grönland, die bereits merklich erschöpft waren, was die Glattwale betraf, als um 1800 die Erschliessung des Pazifiks begann.

Hier setzte Maury an: geografisch und vor allem, indem er systematisierte. Zum Schlüsselbegriff wird der «intelligente Walfänger», dessen «vereinzelt» Wissen nun gebündelt und breit zugänglich gemacht werden soll. Das bringt Maury zustande, indem er den Walfangkapitänen vorgedruckte Formulare aushändigt, die diese mit eiserner Disziplin auszufüllen haben – und dafür mit einer zuvor nicht gekannten Fülle an Informationen belohnt werden, die seine Stäbe beim United States Naval Observatory aus den Daten ziehen.

Der Wal war aber nicht nur eine statistische Knacknuss. Auch wenn im 19. Jahrhundert Aristoteles' Erkenntnis, dass es sich beim Wal um ein Säugetier handelt, ungeachtet Ismaels trotzig-anachronistischer «Gegendarstellung» in «Moby-Dick», längst wissenschaftliches Allgemeingut war: Nur schon seine äussere Erscheinung war ausser den Walfängern niemandem ersichtlich. Die Wissenschaft hatte mit den zusammengesunkenen Erscheinungen gestrandeter Tiere vorliebzunehmen, die zumeist in unterschiedlichen Stadien der Verwesung begriffen waren – wo sie sich nicht gar

mit Abbildungen dieser Rudimente zufrieden geben musste.

Erst gegen Ende des Jahrhunderts traten «jagende Zoologen» wie der beeindruckende deutsche Meeresbiologe Willy Kükenthal auf den Plan. In einer «kleinen Klassifikationsgeschichte» referiert Lüttge wiederholt den amerikanischen Wissenschaftshistoriker Graham Burnett, was nicht nur deshalb löblich ist, weil dieser Autor auf Deutsch bisher nicht greifbar ist; was in dessen «Trying Leviathan» bloss Fussnote bleibt, wird hier substantiell ausgewertet.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte man damit begonnen, Walskelette aufzustellen, die ein starkes Publikumsinteresse generierten. Ab den 1860er Jahren waren in den USA erste lebende Wale in Aquarien zu sehen, zumeist Weisswale, deren nahes Ende damit besiegelt war.

Ein weisser Wal ganz anderer Art geleitet den Leser durch das Buch, das jedes Kapitel mit einem einschlägigen Zitat eröffnet: Moby Dick. Dessen Vermögen, endlos neue Fragen aufzuwerfen, wird hier mit Foucault und Nietzsche als Kronzeugen zum Abbild seines Elements: des Meers und dessen, was es nicht müde wird, uns zu sagen.

Roter Faden

Daniel Weber

Beat Sterchi: Capricho. Ein Sommer in meinem Garten. Diogenes. 272 S., Fr. 35.90

One-hit wonder: In der Musikindustrie nennt man so Interpreten, die es nur einmal mit einem Song in die Hitparade schafften (was der überwältigenden Mehrheit gar nie gelingt). Das Phänomen gibt es natürlich auch in der Literatur, J.D. Salinger («Der Fänger im Roggen») und Margaret Mitchell («Vom Winde verweht») sind weltberühmte Beispiele. In der Schweizer Literatur ist der 1949 geborene Berner Beat Sterchi mit seinem Erstling ein solches Ein-Hit-Wunder: «Blösch» (1983), die Geschichte eines Spaniers, der als Knecht auf einen Bauernhof in der Schweiz kommt und danach Arbeiter im Schlachthof wird, war ein furios erzähltes Bauern- und Arbeiterepos, «ein wilder, dämonischer und ein zugleich langsamer, magisch poetischer Roman», wie die *Zeit* damals urteilte.

Stapel von Notizbüchern

Seither erschienen ein paar Theaterstücke und kleinere Arbeiten, mit denen er nicht an seinen Grosseffort anknüpfen konnte. Jetzt legt Sterchi ein Buch vor, das von einem Buch handelt, das er nicht zu schreiben vermag. Der Ich-Erzähler ist ein Schriftsteller, der wie immer den Sommer in seinem Haus in einem spanischen Dorf ver-

bringt. Er hat sich vorgenommen, vom Schicksal dieses Dorfes zu erzählen, das eine lange Geschichte, aber keine Zukunft hat, bevölkert ist nur noch von alten Männern und Frauen. Ab und zu stürzt wieder ein Dach ein oder eine der Trockenmauern in den Gemüsegärten vor dem Dorf, die vertrocknen und verwildern.

Einen solchen *huerto* hat auch der Erzähler, «einfach so», aus einer Laune – *un capricho* – heraus, antwortet er auf die Frage einer überraschten Dorfbewohnerin. Mit Sense, Hacke und Gartenschere traktiert er das überwucherte Stück Land, darum bemüht, es den Alten gleichzutun. «Breitbeinig, im rechten Winkel vornübergebeugt und sehr, sehr langsam, aber stundenlang – so hack-

Ab und zu stürzt wieder ein Dach ein oder eine der Trockenmauern in den Gemüsegärten vor dem Dorf.

ten die Alten.» Er düngt seine Zwiebeln mit Schafmist, setzt die Kartoffeln nach dem Vollmond, macht es «genau so, wie man das in diesem Dorf seit Jahrhunderten tat». Haben wir es hier mit einem Nachfahr von Voltaires «Candide» zu tun, der nach vielen Irrwegen und Katastrophen zur philosophischen Einsicht findet, «dass wir unseren Garten bestellen müssen»?

Der Erzähler lässt nichts davon erkennen. Sein *huerto* ist der Ort, wohin er täglich vor dem Versagen am Schreibtisch flüchtet. Das Leitmotiv von «Capricho» ist der rote Faden, den der Erzähler partout nicht findet, obwohl «eine bestimmte Geschichte unbedingt erzählt werden wollte». Weit mehr als ein Dutzend Mal wird dieser fehlende rote Faden im Buch erwähnt – ein penetrantes Mantra der Vergeblichkeit. Statt eine Geschichte zu erzählen, schildert der Erzähler also, was ihm in seinem Garten widerfährt, während der Sommer seinen Lauf nimmt. Die Schnecken fressen das Basilikum, die Vögel die Stangenbohnen, die Hitze trocknet den Boden aus, Sturm und Hagel zerfetzen die Sonnenblumen und das Olivenbäumchen.

Ganze Stapel von Notizbüchern schreibt der Erzähler voll über alles, was im Garten passiert, aber auch über die regelmässigen Ausflüge ins Nachbardorf, wo er sich Zeitungen besorgt, oder über die Besuche in der Taverne, wo die Alten Karten spielen. Aber diese schmucklos, in schlichter Sprache rapportierten Szenen und Begegnungen bleiben seltsam blutleer. Kein Wunder, wenn man die Notizen liest, aus denen der Erzähler bisweilen zitiert: «Bin am schönen Meer! Das Meer ist schön. Kann mich kaum sattsehen an dieser scheinbar perfekten Welt. Ja, was würden wir machen ohne das Meer!» Viel zu selten sind in diesem Buch die Momente, in denen der Erzähler, ehrfürchtig vor der Natur, genaue Beobachtungen zu präzisen Miniaturen verdichtet. Ein paar «magische Momente» allein tragen nicht ein ganzes Buch.

Ingeborg-Bachmann-Preis Kuschelweiches Klagenfurt

Unsere Leistungsgesellschaft wird von den Schriftstellern gern kritisiert. Umso mehr sticht der jährlich in Klagenfurt vergebene Ingeborg-Bachmann-Preis hervor, denn er wird nach einem kompetitiven Wettlesen vergeben. Das klingt grundsätzlich interessant, aber im mittlerweile 45. Jahrgang scheint der Wettbewerb sich selbst überlebt zu haben. Denn über die Texte wird zwar nach wie vor diskutiert, aber nicht mehr gestritten.

Der Wettbewerb soll als Sprungbrett für Nachwuchsautoren dienen: Mitmachen heisst gewinnen. Aber wer in den letzten Jahren in Klagenfurt las, war meist ohnehin schon in der Literaturbranche angekommen. Ohne Verlagsempfehlung kann man sich nicht bewerben, und die meisten Teilnehmer kommen, wenn sie nicht schon etabliert sind, direkt von Literaturinstituten, die sie früher oder später in die Branche katapultieren. So auch die diesjährigen Kandidaten aus der Schweiz, Julia Weber und Lukas Maisel. Weber, die am Literaturinstitut in Biel studierte, in Literaturkreisen bestens vernetzt ist und 2017 für den Schweizer Buchpreis nominiert war, hätte die Aufmerksamkeit und Nachwuchsförderung, der sich der Preis verschreibt, nicht mehr nötig gehabt. Auch Maisel (ebenfalls Absolvent am Literaturinstitut Biel), dessen Roman «Buch der geträumten Inseln» vor gut einem Jahr im Rowohlt-Verlag erschien, wurde schon mit Preisen ausgezeichnet.

Das einzige Argument für den Ingeborg-Bachmann-Preis bleibt der Unterhaltungswert, schliesslich werden die Diskussionen im TV und Internet gezeigt. Doch auch der nimmt zunehmend ab – eben weil offenbar nicht mehr gestritten werden soll. Der in Zürich wohnende Autor Philipp Tingler, der auch dieses Jahr als einer von wenigen keine Samthandschuhe anzog, wenn es um die Beurteilung der Texte ging, erntete dafür viel Kritik. Er inszeniere sich als Grosskritiker und zelebriere sich selbst, so Wiebke Porombka, die vor zwei Jahren in der Jury sass. Vielleicht ist es diese Einstellung, die aus einem unterhaltsamen Schlagabtausch über Texte aus den noch unentdeckten Weiten der Literatur eine kuschelweiche, interne Literaturbetriebs-Tagung werden liess. *Anton Beck*

Gar nicht erst anfangen!

Walter Hollstein

Fabian Payr: Von Menschen und Mensch*innen. Springer. 172 S., Fr. 25.90

Fabian Payr hat einen Leitfaden zur Debatte um die Gendersprache geschrieben. Der Untertitel seines Buches lautet: «20 gute Gründe, mit dem Gendern aufzuhören». Nehme ich ausnahmsweise und gegen die Regel mal das Fazit des Bandes vorweg, sollte der Untertitel wohl eher lauten: Warum man mit dem Gendern erst gar nicht anfangen sollte! Und auch das vorweg: Der Text von Fabian Payr ist sehr verständlich geschrieben, didaktisch geschickt aufgebaut, logisch und überzeugend, konzipiert und angenehm kurz. Das Buch sollten Politiker, Verwaltungsbeamte, Pädagogen und alle lesen, die sich derzeit vor der Herausforderung des Genderns befinden. Wäre ich so autoritär bevormundend, wie es Genderisten und Genderistinnen sind, würde ich es als Pflichtlektüre vorschreiben.

Der Autor, im Übrigen kein Sprachwissenschaftler, sondern Musiker, setzt sich mit den Grundfragen feministischer Sprachkritik auseinander: Ist das Deutsche eine sexistische Männersprache? Werden Frauen durch das generische Maskulinum diskriminiert? Wie viel Sexualisierung verträgt die Sprache? Wie demokratisch ist das Gendern? Um mit Letzterem zu beginnen: Kritiker des Genderns beklagen schon jetzt massive Eingriffe in gewachsene Sprachstrukturen und beobachten in vielen gesellschaftlichen Bereichen (Verwaltungen, Behörden, Universitäten) einen zunehmenden Zwang zum Gendern. Wohlgerichtet gegen die grosse Bevölkerungsmehrheit, wie inzwischen viele Untersuchungen belegen.

Keine wissenschaftliche Grundlage

Kommen wir zur Sprachästhetik: Allen Ernstes wird – so bei Wikipedia – aus Lehrling, Flüchtling und Raufbold: Lehrlingin, Flüchtlingin und Raufboldin. Nicht nur wird das Binnen-I durchgesetzt, zumindest im politisch-akademischen Bereich, sondern – um kleinster Minderheiten wie Transsexueller willen – auch die Verwendung von Sternchen. Das hat Pascal Frey, Präsident der Deutschlehrkräfte in der Schweiz, als «Sprachverhunzung» gebrandmarkt. Der zweite Einwand wäre der historische, dass gewachsene Sprache – die der grossen Dichter und Denker – zunehmend verhässlicht und verwüstet wird.

Die logische Kurzatmigkeit der feministischen Sprachwissenschaft verdeutlicht sich vor allem am «generischen Maskulinum»; das bezeichnet die geschlechtsneutrale Verwendung maskuliner Substantive oder Pronomen. Payr



Logische Kurzatmigkeit.

erläutert die «Allgemeinmenschlichkeit» dieser Sprachtradition und verweist darauf, dass erst die weibliche Endung eine Geschlechterdifferenzierung einführt und dadurch Frauen eher ab- statt aufwertet. Die explizite Nennung hebe Geschlechtsunterschiede stärker ins Bewusstsein und zementiere sie dergestalt. Im Gegensatz dazu kann Payr keine Belege dafür finden, dass das generische Maskulinum bei

«Gendern ist kontraproduktiv, weil es von vielen als übergriffig und bevormundend empfunden wird.»

Frauen mentale Bilder von männlichen Akteuren hervorruft. Dabei demaskiert er auch die Ergebnisse der feministischen Psycholinguistik.

Das Buch belegt, dass Gendern keine belastbare wissenschaftliche Grundlage hat. Payr klar und eindeutig: «Das Fundament der gendergerechten Sprache ist vorrangig ideologischer und nicht wissenschaftlicher Art.» Gendern sei – *en somme* – sexistisch, verfassungswidrig, un-

wissenschaftlich sowieso und ohne gesellschaftlichen Nutzen, im Gegenteil: «Gendern ist kontraproduktiv, weil es von vielen als übergriffig und bevormundend empfunden wird.» Auch für die feministische Behauptung, dass eine veränderte Sprache ein neues Bewusstsein schaffe, findet Payr keine Belege.

In meiner Zeit als Hochschullehrer in Berlin habe ich immer beide Geschlechter angesprochen – auch mit den korrekten Endungen, was dann eine Studentin aus der damals noch existierenden DDR zu der Empfehlung veranlasste, doch einfach nur «Student» zu sagen, dann bliebe mehr Zeit zum Diskutieren. Das war nun nicht flapsig, sondern hatte den gesellschaftlichen Hintergrund, dass Frauen aus der DDR grundsätzlich das generische Maskulinum für ihre Berufsangaben verwendeten: Ich bin Lehrer, bin Techniker, bin Bibliothekar . . . Dabei war die Ausbildungs- und Beschäftigungsrate dieser Frauen ungleich höher als jene der Frauen in der Bundesrepublik – und vor allem auch die Qualität ihrer Emanzipation.

Das Böse im Universitätsbetrieb

Otto A. Böhmner

Gert Ueding: Herbarium, giftgrün.
Kröner. 340 S., Fr. 36.90

Das Böse lauert überall, wir wissen es längst und haben sogar noch die feine englische Übersetzung im Ohr, die uns seinerzeit von der Ersten Allgemeinen Verunsicherung (EAV) vorgetragen wurde: «The evil is always and everywhere.» Genau. So ist es, und so wird's bleiben, was ja zudem etwas Verlässliches hat. Natürlich ist das Böse inzwischen auch im Universitäts- und Wissenschaftsbetrieb angekommen und hat sich dort, untergründig vernetzt, eingenistet. Davon erzählt der kluge und unterhaltsame Roman von Gert Ueding. Der Autor, Jahrgang 1942, kennt sich aus: Er war Ordinarius für Allgemeine Rhetorik an der Universität Tübingen und machte zuletzt mit Erinnerungen an Ernst Bloch («Wo noch niemand war») auf sich aufmerksam.

Attraktion mit besonderem Gepräge

Im Mittelpunkt von Uedings neuem Buch steht ein noch junger Maler, der es in Tübingen, dank einiger erfolgreicher Ausstellungen, zu einer gewissen Bekanntheit gebracht hat. Max Kersting heisst er und ist, im Rahmen seiner Möglichkeiten, nicht unzufrieden mit seinem bisherigen Daseinsverlauf. Auf einmal jedoch wird es eng für ihn, er wird überfallen. Kurz zuvor ist in einem Hörsaal der Tübinger Eberhard-Karls-Universität eine Studentin tot aufgefunden worden. Über die Todesursache kursieren nur Vermutungen, und die Polizei macht das, was sie auch gut kann: Sie tappt im Dunkeln. Wenig später wird in einem Parkhaus eine Germanistikprofessorin ermordet, und Kersting ahnt, dass die drei Fälle zusammengehören könnten. Er beginnt zu recherchieren, folgt Spuren, die erfolversprechend anmuten, sich dann aber verzweigen oder in Luft auflösen.

Der eigentlich zuständige Kriminalkommissar Neunzig, ohnehin gern schlechtgelaunt, beäugt Kerstings Tun mit Misstrauen

und empfiehlt dem Künstler, an die heimischen Staffeleien zurückzukehren. Vergeblich. Kersting, dem inzwischen eine Liebesgeschichte mit gar nicht mal so schlechten Erfolgsaussichten zugeflogen ist, fühlt sich als Ermittler wohler, auch wenn ihm, nach dem Überfall, noch diverse Ängste zusetzen. «Er war in einen Mordfall hineingezogen worden, hatte dabei eine ganz neue Seite von sich entdeckt, und ihm schwante, dass sie wohl nicht einfach verschwinden würde. Aber seine eigentliche Profession, seine Leidenschaft für die Kunst? Litt sie darunter oder war gar das Gegenteil der Fall, und sie profitierte von einer kriminalistischen Neigung, die ihn selber überrascht hatte? War sie auch ein Talent?»

Unabhängig davon hat sich mittlerweile auch der Universitätsrektor, bis vor kurzem noch ein rechtschaffener Mensch, seine Meinung über den Fall gebildet, die nicht günstig ausfällt: «Das sind Auswüchse einer umfassenden Kor-

*Die Polizei macht das,
was sie auch gut kann:
Sie tappt im Dunkeln.*

ruption, die die Geisteswissenschaften umso mehr beherrscht, je bedeutungsloser sie werden. Wie jede andere Korruption, ob politisch oder wirtschaftlich, fängt sie im Kopf an, untergräbt die Moral und endet im Verbrechen.»

Von Tübingen verlagert sich die Geschichte an den Bodensee, wo Kersting dem geheimnisvollen Herbarium näherkommt, in dem die Fäden zusammenlaufen. Die Wahrheit indes mutet simpler an, als zu vermuten war: «Der Ort, den er hartnäckig gesucht hatte, lag vor ihm. Es gab ihn, er war kein magischer Punkt von Nostradamus' eigener Hand, kein Himmelszeichen, kein botanisches Gehege. [...] Er war eine Attraktion mit besonderem Gepräge, eine Residenz im überregionalen Unterhaltungsgewerbe. Der Name war ein Kennwort. Wer dazu gehörte, wusste, was er bedeutete.»

Ueding hat einen bemerkenswerten Roman geschrieben, der womöglich auch ohne kriminalistische Zutaten ausgekommen wäre. Aber das sieht der Autor vermutlich anders. Am Ende kehrt Hobby-Ermittler Kersting in den Alltag zurück, der bitte nie unterschätzt werden sollte, da seine Vorzüge unauffällig sind, gerade weil sie den Blickkontakt zu unseren stillen Sehnsüchten suchen, die wir nicht missen mögen. Man muss nur genauer hinschauen, wo auch immer: «Die Enten auf dem Anlagensee fingen laut an zu schnattern und zogen flügel Schlagend auf die rechte Seite hinüber, wo ein Rentner ihnen Brotstücke zuwarf. Ein Studentenpärchen spazierte Hand in Hand an ihm vorbei und tauchte ihn in die erwartungsvolle Gegenwart.»

Die Sprache Des Nachts

Eines Nachts hatte ich einen Traum. Ich musste die deutsche Sprache erlernen. Es war ein Albtraum. Ich lerne, der Mond sei männlich, die Nacht weiblich. Dann stiess ich auf die Wendung «eines Nachts», die erst noch als gehoben gilt. Wie in drei Teufels Namen kann es «eines Nachts» heissen, wenn der Genitiv von «die Nacht» doch «der Nacht» ist? «Eines Nachts» ist in Analogie zu «eines Morgens» oder «eines Abends» entstanden. Der Sprachgebrauch hat über die Grammatik triumphiert. Friedrich Torberg hat einst im Gedicht «Begegnung» Christian Morgenstern parodiert: «Ich bin der Nacht, der längst entschlief; / was lebt, ist nur mein Genitiv.»

Beim morgendlichen Zähneputzen wirkte der Albtraum immer noch nach. Plötzlich stellte ich alles in Frage. Woher kommt das d in «morgendlich», wenn es doch «der Morgen» heisst? Früher existierten tatsächlich (nach dem Wörterbuch der Brüder Grimm) die drei Formen «morgenlich», «morgendlich» (analog zu «abendlich») und «morgentlich» (wie «namentlich» oder «willentlich»). Einzig «morgendlich» hat überlebt und gilt heute als richtig. In der Oper «Die Meistersinger von Nürnberg» von Richard Wagner heisst es noch: «Morgenlich leuchtend im rosigen Schein . . .»

Nach dem Morgenessen quälte mich schon die nächste Frage. Müsste es nicht «geessen» heissen? «Geschlafen», «geträumt», das zweite Partizip wird in der Regel mit der Vorsilbe «ge-» gebildet. Bis ins 14. Jahrhundert war nur «gessen» üblich, später kam «geessen» dazu, «gegessen» hat sich erst im 19. Jahrhundert durchgesetzt. Mozart schrieb an seine Schwester (1771): «Ich hab schon anstatt Deiner viel gute Biren und Pferschig und Melaunen geessen.»

Mark Twain beendete seinen humorigen Essay über «Die schreckliche deutsche Sprache» folgendermassen: «Falls sie so bleibt, wie sie ist, sollte sie sanft und ehrerbietig zu den toten Sprachen gestellt werden, denn nur die Toten haben genügend Zeit, sie zu lernen.» Einspruch, Herr Twain, Deutsch ist eine schöne Sprache – wenn man's schon kann.

Max Wey



Entertainment von rechts

Was hinter der Expansion von Ben Shapiros Online-Plattform *The Daily Wire* in den Unterhaltungssektor steckt.

Marc Neumann

Anfang Jahr liess Ben Shapiro mit einer Ankündigung aufhorchen: 2021 betrete das von ihm mitbegründete Online-Medium *Daily Wire* Neuland. Einen Unternehmensarm für Unterhaltung und Kultur, frei von «linken Anliegen», wolle er lancieren, beschied der für seine aufreizend rechtslastigen politischen Kommentare in Podcasts und Videos bekannte Shapiro. Dem Trommelwirbel liess *The Daily Wire* bald Taten folgen.

Zuerst wurde verlautet, dass *The Daily Wire* in den USA den Vertrieb von «Run, Hide, Fight», einem Teenagerthriller von Regisseur Kyle Rankin über ein *school shooting*, übernehme. Einen Monat danach erfolgte der Paukenschlag: *The Daily Wire* nahm Gina Carano, die von Disney und Lucasfilm geschasste Darstellerin der Cara Dune in der Star-Wars-Serie «The Mandalorian» unter Vertrag, um einen eigenen Film zu produzieren. Carano, Fitnessmodel und Mixed-Martial-Arts-Kämpferin, die erfolgreich ins Filmbusiness gewechselt hatte, sorgte mit einem unschicklichen Vergleich der Judenverfolgung im Dritten Reich mit der Kritik an amerikanischen Konservativen der Gegenwart für Empörung und Cancel-Aufrufe, denen Disney und Lucasfilm alsbald Folge leisteten. Dank der Heimholung von Carano durch Shapiro war dem *Daily Wire* Aufmerksamkeit garantiert.

Von der Kultur flussabwärts

Nun ist *The Daily Wire* mit rund 120 Mitarbeitern und 65 Millionen Dollar Jahresumsatz noch kein Mediengigant. Seine Reichweite ist dennoch beachtlich – und nicht nur wegen der 3,4 Millionen Twitter-Follower des Schnell-sprechers mit Heliumstimme, Shapiro. Wie Erin Gallagher vom Shorenstein Center, einem Medienforschungsinstitut der Harvard University, unlängst vorexerzierte, generiert *The Daily Wire* beachtlichen Traffic über Facebook-Feeder-Seiten. Zusammen mit vier offiziellen Facebook-Lande-Seiten erzielt jeder Post eine Reichweite von fast sechzehn Millionen Followern. Das ist keine kleine Zielgruppe für die Bewerbung des hauseigenen Unterhaltungsgeschäfts. Hinter der Expedition in den Unter-

haltungssektor steckt indes mehr als kommerzielles Kalkül. Denn Shapiro verortete ihren Anfang wiederholt im Bonmot, dass Politik bekanntlich von der Kultur flussabwärts stattfindet. Wer die Populärkultur beherrscht, gewinnt auch in der Politik, so die Idee.

Pionier Breitbart

Ursprünglich stammt der Satz «Politics is downstream from culture» vom Online-Medienpionier Andrew Breitbart. Der 2012 überraschend mit 43 Jahren verstorbene Breitbart mag heute vor allem wegen des von ihm begründeten Online-Mediums *Breitbart.com* be-



Schnellsprecher mit Heliumstimme:
Ben Shapiro.

kannt sein. Das erst durch den Chefredaktor und späteren Trump-Intimus Steve Bannon berühmt-berüchtigte rechte Revolverportal überstrahlt indessen die wahre Bedeutung Breitbarts. Zuerst als rechte Hand im *Drudge Report*, dann als geistiger Vater der *Huffington Post* erwarb sich Breitbart den Status eines Online-Medienpioniers und -kritikers, in dessen Fadenkreuz die Anfang der nuller Jahre von demokratisch-progressiven Titeln dominierte Medienlandschaft geriet.

Hauptverantwortlich für die Krise der Konservativen während der zweiten Amtszeit von George W. Bush war, so Breitbart, weniger dessen Politik als vielmehr ein linker «media bias», die politisch-propagandistische Vorein-



Dem linken Mainstream Paroli bieten:

genommenheit von führenden US-Medientiteln zugunsten der Demokratischen Partei. Die Speerspitze dieses «koordinierten Medienkomplexes» bildete laut Breitbart die Filmfabrik Hollywood. Beispiele für deren linksliberale Schlagseite gibt's zuhauf: Die Liste reicht von Roland Emmerichs Klimakatastrophenwarnung «The Day After Tomorrow» über alle Oliver-Stone-Filme bis hin zu Politserien wie «House of Cards».

Dass Hollywoodfilme linksliberale Haltungen fördern, wurde in einer Studie der University of Notre Dame 2014 wissenschaftlich plausibilisiert. Breitbart kritisierte bereits in den nuller Jahren, dass Konservative im Mekka der Filmindustrie mit ihren politischen Ansichten hinter dem Busch zu halten hätten, wollten sie weiterhin zahlkräftige Produzenten oder interessante Rollen finden. Er zeigte mithin eine Form der Cancel-Culture *avant la lettre* auf, nahm Anstoss am Fehlen einer Standpunktdiversität, die rechte Positionen zugelassen hätte, und kritisierte Prominente, die gezielt politischen Aktivismus und Kulturkampf betrieben.

Konservative Schwergewichte

Diese Situation hatte Breitbart im Auge, als er der Kultur den Primat über die Politik beschied. Und er wurde nicht müde, dagegen anzukämpfen: Mit der Gründung des rechtskonservativen, libertären Internetmagazins *Breitbart*, als Co-Autor des Buchs «Hollywood,



Gina Carano («The Mandalorian») neu auf *Daily Wire*.

Interrupted» (2004), das die linkspopulistische Celebrity-Kultur Hollywoods angriff, sowie mit der Plattform *Big Hollywood*, einer losen Organisation zur Stärkung konservativer Interessen in Hollywood.

Hier schliesst sich der Kreis zum *Daily Wire*. Die Idee der konservativen Expansion in die Kultur- und Unterhaltungsbranche stammt aus dem Drehbuch Breitbarts. Dieser war zudem Mentor von Shapiro und Jeremy Boreing, Filmproduzent und Co-CEO des *Daily Wire*, die beide für *Breitbart.com* schrieben. *The Daily Wire* selbst entstand auch, weil Shapiro und Boreing nach Breitbarts Tod von *Breitbart.com* abtraten, als sie sich im von Bannon gefahrenen reisserischen Kurs nicht wiedererkannten.

Dass die Bestrebungen, im Unterhaltungssektor Fuss zu fassen und dem linken Mainstream Paroli zu bieten, auf die Ära Breitbart zurückgehen, legt ein weiterer Exkurs nahe: Boreing war jahrelang Direktor der Vereinigung «Friends of Abe», einer 2004 ins Leben gerufenen Interessengruppe für bekennende Konservative und Republikaner in Hollywood. Benannt war «Friends of Abe» nach Abraham Lincoln sowie augenzwinkernd assoziiert mit «Friends of Bill W.» und «Friend of Dorothy» (Codennamen für Anonyme Alkoholiker und schwule Gemeinschaften).

Die «Freunde Lincolns» luden nicht nur konservative Schwergewichte wie Antonin Scalia, Dick Cheney, Ann Coulter oder Jerry Bruckheimer zu Anlässen ein. Zu den 2000 «Friends

of Abe»-Mitgliedern gehörte auch Breitbart. Über ein Jahrzehnt war die Institution aktiv um den Wandel der Hollywoodkultur bestrebt. Erst 2016 brach «Friends of Abe» entzwei – wegen interner Differenzen über die Präsidentschaftskandidatur eines gewissen Immobilienprominenten namens Donald Trump.

Werte ohne Polemik

Auf das Verhältnis zwischen dem Unterhaltungsgeschäft des *Daily Wire* und «Friends of Abe» angesprochen, verneinte Jeremy Boreing zwar «formelle» Beziehungen, bestätigte allerdings die Existenz des Netzwerks, das «gewiss» nach wie vor eine Rolle spiele. Und mit ihm Breitbarts Geist. Gleichwohl stecke die *Daily Wire*-Entertainment-Sparte noch in den Kinderschuhen, sagt Boreing auf Anfrage. *The Daily Wire* produziere derzeit keine eigenen Inhalte in der Unterhaltungssparte, das Augenmerk gelte der Etablierung der *Daily Wire*-App als Distributionskanal. Podcasts dagegen, wie etwa der von Candace Owens oder Shapiro, blieben Teil der Politikkommentar-Abteilung. Eigenständig funktioniere ebenfalls der «Book Club» im Rahmen der Partnerschaft mit der ebenfalls erzkonservativen Internetplattform *Prager U*. «Wir bauen eine Streaming-Plattform», so Boreing. «Momentan sind wir in der Entwicklung aktiv, die Produktion erfolgt über externe Partner» – wie im Deal mit *Bonfire Legend*, der Produktionsfirma von «Run, Hide, Fight».

Dieser erste vom *Daily Wire* vertriebene Streifen dient gemäss Boreing als Blaupause für die Stossrichtung des *Daily Wire*. Der schlichte Thriller betont freiheitliche Werte wie das Recht, Schusswaffen zu tragen, das die jugendlichen Stars ermächtigt, in Eigenverantwortung gegen Unrecht in Form von ein paar durchgeknallten Amok-Attentätern in einer amerikanischen High School zu kämpfen. Das macht ihn gemäss Boreing zu «einem grossartigen Beispiel» für die Inhalte, die dem *Daily Wire* vorschweben: «Die Werte sind eingebakken, ohne polemisch zu sein. Es ist ein Film, den man sehen will, nicht nur, um ihn gesehen zu haben – das ist für uns der Schlüssel.» Boreing fährt fort: «Allzu viele Filme auf unserer ideologischen Schiene buhlen um Zustimmung, anstatt zu unterhalten. Wir haben keine spezifischen Anliegen. Wir sind packenden Geschichten verpflichtet, die im weitesten Sinn mit unseren Werten vereinbar sind, ohne dabei auf unser Publikum herabzuschauen.»

Obwohl die Filmbranche durchaus bereits wertneutral bis offen konservativ besetzte Inhalte – etwa Kriegs-, Action- oder Polizeistreifen – im Sortiment hat, sieht Boreing eine Nische für *The Daily Wire*. Die nächsten Schritte mag er noch nicht enthüllen. Ohne Umsätze oder Benchmarks wie Anzahl Views oder Streams zu beziffern, hält Boreing fest, dass «Run, Hide, Fight» das Wachstum bei den Subskriptionen gesteigert habe. Schliesslich gehe es darum, «ein wettbewerbsfähiges Content-Paket für unser Publikum zu schnüren. Wir müssen kein Netflix oder Disney+ sein, um grosse Wirkung zu erzielen.» *The Daily Wire* kultiviert sein Publikum sachte und bastelt an einer Kultur, die flussabwärts die Politik mit bestimmen kann. Andrew Breitbart würde es freuen.



Langsam zerbröselnd: Anthony Hopkins mit Olivia Colman.

Film

Sein eigener Conférencier

Wolfram Knorr

The Father (GB, 2020)

Regie: Florian Zeller. Mit Anthony Hopkins, Olivia Colman, Imogen Poots, Rufus Sewell

Ein Drama, in dem sich zwei am Anfang haben und am Ende nicht mehr oder umgekehrt, ist das nicht. Sondern eines, in dem jemand mit sich und der Welt zerfällt, fast ein wenig wie King Lear, der von seinen Töchtern verstossen wird und am Ende unbehaust in Donner und Sturm endet: der greise Anthony (Anthony Hopkins), der im feinen Londoner Stadtteil Maida Vale ein Apartment bewohnt und wie eine getretene Majestät leidet.

Er wähnt sich verstossen, die jüngere Tochter ist bei einem Unfall ums Leben gekommen, die ältere, Anne (Olivia Colman), besucht ihn zwar regelmässig, ist aber auf dem Sprung nach Paris, «wo man nicht einmal Englisch spricht», wie er immer wieder fassungslos feststellt. Die Pflegerinnen, die Anne für ihn besorgt, bezichtigt er

entweder des Diebstahls, oder sie erinnern ihn an seine jüngste, geliebte Tochter. In der Wohnung taucht ein Mann auf, der sich als Annes Gatte ausgibt, und Tapeten, Regale und andere Gegenstände ändern sich von einem aufs andere Mal. Was ist hier los? Erinnerungen flackern durch Anthony wie defektes Licht, sein Hirn ähnelt einem Häcksler: Anthony hat Alzheimer.

«The Father» ist die Verfilmung des enorm erfolgreichen Bühnenstücks «Le père» des französischen Autors und Regisseurs Florian Zeller. Er ist Frankreichs zurzeit begehrtester Autor. Stars wie Isabelle Huppert reissen sich darum,

*Durch Anthony Hopkins' Rollen
schimmert immer
ein Hannibal-Lecter-Abdruck.*

in Zeller-Stücken zu spielen, «Le père» wurde in Dutzende Sprachen übersetzt, und so war es nur eine Frage der Zeit, bis der Film, immer begehrtlich auf Stoffsuche, nach ihm griff. Weil es eine US-Produktion mit dem Wunschkandidaten Anthony Hopkins war, holte sich Regisseur Zeller den erfahrenen britischen Autor Christopher Hampton als Co-Autor an seine Seite. Das konnte kaum schiefgehen; Hopkins erhielt den Oscar.

Die diesjährige Oscar-Verteilung wurde gelobt, die Verleihung an Anthony Hopkins dagegen weniger. Nicht schon wieder ein alter weisser Mann! Ausserdem hatte er ihn schon. Posthum gesetzt gewesen war der Afroamerikaner Chadwick Boseman («Ma Rainey's Black Bottom»), der mit 43 Jahren gestorben war. Und im Hochleistungs-Mimenspiel von Hopkins rumore so wieso ein längst überlebter, reichlich antiquierter «Theaterdonner».

Dass Anthony Hopkins ein ausserordentlicher Schauspieler ist, weiss man nicht erst, seit er als Hannibal Lecter brillierte. Aber genau hier liegt das Problem, das er mit Kollegen wie etwa Ben Kingsley teilt. Seit der «Gandhi» gespielt hatte, war jede seiner Rollen «gandhisert». Und durch Hopkins' Rollen schimmert immer ein Hannibal-Lecter-Abdruck. Hopkins ist sein eigener Conférencier, sein Alleinunterhalter, und alle anderen, die mitspielen, sind Stichwortgeber. So wirkt «Father», als würde Hopkins mit sinisterer Hannibal-Lecter-Schelmerei verschiedene Demenzstufen erörtern.

Filme über Demenz gibt es eine Menge; zu den besten gehören «Away from Her» (2006) mit Julie Christie und «Still Alice» (2015) mit Julianne Moore. In beiden Filmen fliesst das Bewusstsein der zwei Frauen wie Meeres-

wasser bei Ebbe davon. In Zellers «Father» ist es umgekehrt: Alles wird zur Flut, von der geistigen Verwirrung über die Zerstreuung bis zu Zeitsprüngen. «Ich wollte die Geschichte», so Zeller, «von innen erzählen, als ob der Zuschauer im Kopf der Hauptfigur wäre.» Um sich von der Bühnen-Dramaturgie zu lösen, lässt Zeller die Räume sich verändern, die Einrichtung, die Personen, die sich mal als Anne, mal als ihr Ehemann ausgeben. Mit der gezielten Verwirrung, die zuweilen Mystery-Qualität erreicht, nähert sich «The Father» immer mehr einem Hannibal-Lecter-Sequel: Auch das Böse wird dement.

Programmierte Ergriffenheit

Tragödien, heisst es, sind heute nicht mehr möglich, weil durch das Verschwinden der Götter und Könige keine Fallhöhe mehr möglich ist. Amerikanische Dramatiker, von Eugene O'Neill («Mourning Becomes Electra») über Thornton Wilder («The Alcestiad») bis Arthur Miller («The Crucible»), haben es immer wieder versucht. Gelungen ist es nicht. Krankheiten sollen schaffen, was das soziale Leben nicht hergibt: den tiefen, tragischen Fall, bis hinunter, wo selbst die Seele ihr Licht verloren hat.

Die Demenz scheint «ideal», macht einen tragischen Prozess vom Parnass geistiger Eloquenz bis in die dunkelsten Tiefen personaler Auflösung ergreifend. Zellers Stück wird auf der Bühne dieser Vorstellung gerecht, im Film nicht. Anthonys Auftritte, seine quirligen Kommentare und Dispute mit Tochter, Ehemann und Pflegerin, zwischen Wohllaut und Missklang changierend, sind Hopkins-Marotten. Der Conférencier treibt die Selbstunterhalterei ganz alleine.

Ergriffenheit ist programmiert, wenn der über achtzigjährige Hopkins diese langsam zerbröselnde Figur spielt; ein Krankheitsbild entsteht dabei nicht, trotz seinem ausgehöhlten Blick, als würde ein Eiswind durch seinen Kopf fegen, während er mit seiner Mimik hantiert. Hopkins und Anthony sind Tautologien zwischen Figur und Rolle. Eine Erkundungsfahrt in Neuland ist «The Father», trotz Anthony Hopkins, den man wegen seiner Leinwandkraft immer gerne sieht, leider nicht.



«Vielleicht gibt es ja auch noch andere Möglichkeiten, Energiekosten zu sparen...»

Klassik

Mit der Gitarre durch dunkle Zeiten

Manuel Brug

Milos: The Moon & The Forest (Decca)

«Für mich war der Beginn der Pandemie ein wenig wie ein Flashback. Denn ich musste ja 2017 schon einmal ein Jahr aus gesundheitlichen Gründen pausieren, weil mit meiner Hand etwas nicht in Ordnung war. Das war damals natürlich viel grausamer und noch unwägbarer. Denn es betraf nur mich, und es war anfangs gar nicht klar, ob ich je wieder würde spielen können. Ich wurde jäh aus allem herausgerissen, auf mich selbst zurückgeworfen, und alle anderen machten weiter. In diesem Jahr habe ich viel über mich erfahren. Und ich habe gemerkt, dass ich unbedingt weiter Gitarre spielen möchte, dass das mein Lebenselixier ist.»

Stiller Star

Das sagt einer, der 2020 zum Lockdown eben von einer USA-Tour zurückkam und das plötzliche Ausgebremstsein nicht nur der Künste wie ein Déjà-vu empfand: Milos Karadaglic, 1983 im heute montenegrinischen Podgorica geboren, ist derzeitiger der berühmteste klassische Gitarrist. Bereits im Alter von vierzehn Jahren gab er Konzerte in Montenegro. Ab 1999 studierte er an der Royal Academy of Music in London. In den Folgejahren gewann er zahlreiche Preise und erhielt 2011 einen Exklusivvertrag beim Plattenlabel Deutsche Grammophon, später bei der Decca. Der stille Star wird vor allem im Crossover-affinen Grossbritannien als Frauenschwarm gehandelt.

«Es hat mich diesmal aber nicht so brutal getroffen», erzählt der schöne Saitenspieler weiter. «Ich konnte gefasster damit umgehen, hatte schnell wieder zumindest für mich selbst eine Perspektive, auch wenn natürlich viele schöne Pläne sich in Luft auflösten.» Er hatte vor allem seine neue CD in Planung, die gab ihm einen Ausblick auf Kommendes. Hatte er doch kürzlich zwei Gitarrenkonzerte zugeeignet bekommen, eines von dem berühmten Filmkomponisten Howard Shore. Dessen «Forest» ist ein herrlich atmosphärisches Stück, das ihn an die Wälder in seiner Heimat erinnert. Ein wenig hört man Shores «Herr der Ringe» durch, aber immer wieder rutscht es ab ins Abgründige, Dunkle, ein wisperndes Dickicht für Gitarre und Orchester.

Das zweite Gitarrenkonzert heisst «Ink Dark Moon» und ist sehr symphonisch, tänzerischer, brillanter. Komponiert hat es Joby Talbot, von dessen Ballettmusik für «Alice im Wunderland» beim Royal Ballet in London Milos total begeistert war. Es vermischt

bewusst diverse kulturelle Einflüsse. Der Titel stammt von einer Sammlung japanischer Liebesgedichte. In der dramatischen Orchestrierung und der virtuosen Inszenierung der Sologitarre verschmilzt Talbot minimalistische Harmonien mit folkloristischen, vom Balkan inspirierten Tanzthemen. Es war 2018 so etwas wie Milos' Comeback-Glücksbringer, es hat ihm sein Zentrum wiedergegeben. «Seither bin ich noch mutiger, denn wir Gitarristen suchen natürlich in jedem neuen Stück das «Concierto de Aranjuez» für das 21. Jahrhundert.»

Beide Konzerte, die sich sehr gut musikalisch ergänzen, hat Milos unmittelbar nach oder direkt bei der Uraufführung aufgenommen, denn so etwas ist ja heute aufwendig. Kanadas National Arts Centre Orchestra und das BBC Symphony Orchestra unter der Leitung von Alexander Shelley beziehungsweise Ben



Wisperndes Dickicht:
Gitarrist Milos Karadaglic.

Gernon liefern die qualitätssatte Unternehmung. So war das zum Glück schon 2019 erledigt.

Aber im Oktober 2020 durfte Milos dann noch in die Abbey Road Studios und konnte zwei Solostücke von Schumann und Ein-audi zur Ergänzung einspielen: «Das war wunderbar, nach einem Sommer ohne Konzerte in Montenegro am Meer. Jetzt hat mich meine Gitarre als intimes Soloinstrument schon zweimal gut und tröstlich durch dunkle Zeiten gebracht. Übrigens werde ich vorerst, wenn jetzt alles wieder losgeht, als Europäer trotz dem Brexit in London bleiben. Es war und ist meine Traumstadt, und es ist heute meine Heimat. Und noch finde ich, dass ich nirgendwo sonst mehr Künstler aus aller Welt treffen kann.»



Blick fürs Wesentliche: Fotograf Odermatt.

Nachruf Ästhetik der Karambolage

Alex Baur

Die Frage ist so alt wie die Kunst: Was macht Kunst eigentlich zur Kunst? Eine abschliessende Antwort kann es schon deshalb nicht geben, weil sie die Kunst überflüssig machen würde. Doch der Nidwaldner Fotograf und Polizist Arnold Odermatt (1925–2021) war sehr nahe daran. Vielleicht gerade, weil er nie mit dem Anspruch angetreten war, Kunst zu machen.

Als Reporter habe ich viele Fotografien bei der Arbeit begleitet und beobachtet. Grundsätzlich gibt es zwei Typen: Die einen treten laut und bestimmt auf, arrangieren, inszenieren und komponieren ihre Bilder, sie geben Regieanweisungen und bringen die Akteure dazu, ihnen zu zeigen, was sie zeigen möchten. Die andern lauern leise im Hintergrund, beobachten geduldig, bis ihnen die Realität das besondere Bild schenkt. Arnold Odermatt gehörte zweifellos zu Letzteren.

Odermatt war zwar ein hervorragender und gewissenhafter Handwerker, doch das war bloss eine von vielen Voraussetzungen. Denn es gibt nichts Subjektiveres als den Blick durchs Objektiv. Jedes Bild ist immer nur ein kleiner Ausschnitt aus der Realität, willkürlich herausgerissen aus dem räumlichen und zeitlichen Kontext. Die Fotografie wird erst zur Kunst durch die Selektion der Motive, die Perspektive, Licht und Schattenwurf, den richtigen Moment.

In dieser Beziehung war Odermatt ein Gigant. Wie man das erkennt? Indem man die Bilder betrachtet. Es sind Bilder, die berühren, die Geschichten erzählen, ikonenhaft in der

Erinnerung haftenbleiben, Emotionen auslösen. Und das notabene auch bei Menschen, die keinerlei Beziehung zum Fotografen und zu seinem Umfeld haben. Die Faszination seiner Bilder ist raum- und zeitlos.

Arnold Odermatt war 77 Jahre alt, er hatte sein Hauptwerk längst vollendet, als er 2002 an der Biennale in Venedig entdeckt wurde und innert kürzester Zeit zum Weltstar avancierte. Den Durchbruch schaffte er mit Fotografien von Unfallszenarien, die er als Polizist während 42 Dienstjahren auf den Strassen des Kantons Nidwalden abgelichtet hatte. Sie dienten der Beweisaufnahme und der Rekonstruktion von Karambolagen.

Wracks als surreale Skulpturen

Nichts ist banaler als das Polizeifoto einer Unfallstelle. Wir sehen und übersehen sie täglich in allen möglichen Medien. Doch Odermatt verstand es, die Wracks in surreale Skulpturen zu verwandeln. Wie er das schaffte? Er war zur richtigen Zeit am richtigen Ort mit dem richtigen Blick fürs Wesentliche. Kunst eben. Reale Kunst. Photoshop gab es damals noch nicht.

Dass Arnold Odermatt nicht nur ein Auge für ramponierte Blechkisten hatte, beweisen vier weitere Bildbände, die sein Sohn, der Filmregisseur Urs Odermatt, nach dem Erfolg «Karambolage» aus dem reichen Fundus seines Vaters zusammenstellte: «Meine Welt», «Im Dienst», «In zivil», «Feierabend». Die staubtrockenen Titel sind Programm. Die Bilder aus dem Nidwaldner Alltag sind auf eine eigentümliche Weise spektakulär. Und sie sprechen für sich, ohne erklärende Worte.

Am 19. Juni ist der grosse Künstler, der gar nie einer sein wollte, im Alter von 96 Jahren in Stans verstorben. Sein Œuvre bleibt für die Ewigkeit.

Ausstellung Kaleidoskop der Erinnerungen

Gerhild Heyder

70 Jahre Berliner Festspiele: Ausstellung im Gropius-Bau Berlin. Bis zum 17. 10. 2021. Programm: berlinerfestspiele.de

Die Welt befand sich – sechs Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs – im Kalten Krieg, als Bundespräsident Theodor Heuss am 5. September 1951 inmitten der Ruinen des noch stark zerstörten Westberlin die ersten Berliner Festwochen eröffnete. Im bereits wiederaufgebauten Schiller-Theater spielten die Berliner Philharmoniker die 9. Sinfonie von Ludwig van Beethoven unter der Leitung von Wilhelm Furtwängler. «Alle Menschen werden Brüder» – ein demonstratives Bekenntnis zur Einheit.

Ideen für die Zukunft

In der Auseinandersetzung zwischen den gesellschaftlichen Systemen in Ost- und Westdeutschland lautete die kulturpolitische Aufgabe: über die künstlerischen Leistungen des freien Westens selbstbewusst zu informieren und dem kommunistischen Osten die Stärke pluralistisch-demokratischer Kultur zu zeigen. Zugleich sollte die Lebenskraft der geteilten Stadt Berlin gestützt werden, wobei sich die Festwochen von Anbeginn an als Ost-West-Forum verstanden, auf dem zahlreiche osteuropäische Künstler ihre Arbeiten vorstellen konnten.

Die Kosten der ersten beiden Berliner-Festwochen-Jahrgänge wurden von den westlichen Alliierten Grossbritannien, USA und Frankreich getragen, ab 1953 vom Land Berlin und mit Grün-

derung der Berliner Festspiele GmbH 1967 zu gleichen Teilen von der Bundesrepublik Deutschland und vom Land Berlin. Seit 2001 werden die Berliner Festspiele vom Bund finanziert.

Die Festspielorganisation ist zuständig für Kulturerlebnisse, die im Theater- und Musikbetrieb keinen Platz finden. Das Aufgreifen zeitgeschichtlicher Strömungen gehört ebenso zu den Aufgaben wie die Aufarbeitung der Vergangenheit, für die exemplarisch die «Topographie des Terrors» stehen mag, die 1987 entstandene Dokumentation des Terrors durch den Nationalsozialismus in Deutschland auf dem Gelände der ehemaligen Gestapo. Direkt daneben befindet sich der Gropius-Bau – bis zum Fall der Mauer nur wenige Meter von derselben entfernt –, der unter der Ägide der Festspiele 1981 mit der bahnbrechenden Preussen-Ausstellung wieder zum Leben erweckt wurde und in dem nun die Jubiläumsausstellung zu sehen ist.

«Everything Is Just for a While», so überschreiben die Berliner Festspiele die «Neubetrachtung» ihrer siebzigjährigen Geschichte als Kulturinstitution. Man hätte auch sagen können: «Alles hat seine Zeit», aber auf Englisch klingt es – angeblich – weltläufiger. Drei Videoinstallationen von Thilo Fischer und David von der Stein im zweiten Stock des Berliner Gropius-Baus mit insgesamt 300 Stunden Film und einem grafischen Wandpanorama illustrieren das überbordende Veranstaltungsangebot der vergangenen Jahrzehnte aus allen Bereichen von Kunst und Kultur; sie wurden vom achten Intendanten der Berliner Festspiele, Thomas Oberender, und dem Dramaturgen Jeroen Versteede entwickelt und umgesetzt. Entstanden ist ein Kaleidoskop der Erinnerungen.

Kaum ein Künstler oder Grossereignis von Bedeutung kam an den Festspielen vorbei. Dass Martin Luther King Jr. 1964 die Festwochen mit

einer Gedenkansprache für den ermordeten John F. Kennedy eröffnete, gehört sicher zu den Höhepunkten der Festspielhistorie. In der vierzigminütigen Videoinstallation «Channel One: Talking Heads» der Jubiläumsausstellung ist diese Rede ausschnittsweise ebenso zu sehen wie Vorträge, Gespräche und Selbstdarstellungen von Henry Kissinger, Hildegard Knef, Udo Lindenberg, Peter Ustinov, Peter Weiss, Willy Brandt, Teddy Kollek, Leonard Bernstein, Robert Wilson – um nur einige zu nennen, die von den gloriosen Zeiten der Berliner Festspiele künden und einem Funkenregen gleich auf den Zuschauer niedergehen.

Weitere 260 Minuten kann sich der Besucher dem Rausch der Bilder in «Channel Three: Arts» hingeben. Chronologisch in Zeitblöcken zusammengefasst, werden längere Sequenzen von Kunstaktionen, Theater-, Musik-, Zirkus-, Tanz- und Jazzaufführungen gezeigt, die ein Wiedersehen mit epochalen Vorstellungen und legendären Künstlern ermöglichen: Miles Davis, Pina Bausch, Herbert von Karajan, Christoph Marthaler, Samuel Beckett, John Cage, Joseph Beuys.

Elf Minuten währt die 16-Kanal-Installation «Breaking News», ein Fernsehgewitter aus Interviews, Veranstaltungsausschnitten, Passantenbefragungen und Bildern der Eröffnung von 1951. Dahinter steckt eine immense Arbeit, das Sichten von tausend Stunden Filmmaterial aus öffentlichen und privaten Archiven und die sicher nicht einfache Auswahl. Für Besucher, die einiges vom Dargestellten miterlebt haben, ist es Wiederbegegnung und Erinnerung. Ob das Gezeigte für ein Publikum ohne Vorkenntnisse in dieser Form ein Erkenntnisgewinn sein kann, wird sich weisen – wir sind gespannt.

Nachtrag: Intendant Thomas Oberender bat überraschend um die Auflösung seines bis 2026 laufenden Vertrages und wird die Berliner Festspiele zum Ende des Jahres verlassen.

Jazz Spätes Glück Peter Rüedi

George Russell: The Complete Albums Collection 1956–1964. Fünf CDs. Enlightenment EN5CD9047

Zum Sammler gehört, dass ihm die Objekte seiner Begierde nicht nur im übertragenen Sinn teuer sind. Das erfuhr ich schmerzlich, als ich als Teenager begann, mich für Jazz zu interessieren. Zwar durchaus aus Leidenschaft für die Musik und nicht aus Sammelwut – aber in den späten fünfziger, frühen sechziger Jahren, die nicht nur im verklärten Rückblick eher als goldenes Zeitalter des Jazz erscheinen denn das sprichwörtliche «Jazz Age» der 1920er Jahre, konnten wir uns von zwanzig begehrten LPs im Glücksfall eine leisten. Die Labels, deren Plattenhüllen bis heute den Zauber von Ikonen haben, hiessen Blue Note (vor allen), Prestige, Impulse!, Riverside, Verve. Aus deren Katalogen, von denen wir nur träumen konnten, waren für uns nur wenige Spitzen erreichbar, die wir als Kostbarkeiten hüteten. Wir kannten jede Nuance, jeden Kratzer auch, den unser besessener und sorgloser Umgang darauf hinterlassen hatte.

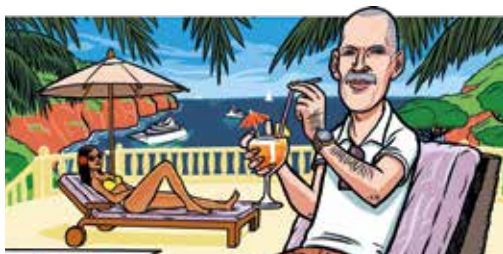
Seit ein paar Jahren nun sind fast alle einstmals versagten Wünsche erfüllbar geworden, die einstigen Kostbarkeiten für ein Taschengeld greifbar. Auf einem Graumarkt haben sich europäische Billiganbieter darauf spezialisiert, nach Ablauf der Urheberrechte fast den ganzen Fundus jener grossen Epoche zugänglich zu machen: in Multipacks von drei bis fünf oder mehr CDs gesammelte LPs vieler Musiker. Anspruchslos, wie diese in der editorischen Sorgfalt sind, muss man dabei Besetzungen und Aufnahmedetails aus summarischen Begleittexten herausrätseln.

Allein, die Musik! Eines dieser archivarischen Reeditons-Labels ist das britische Enlightenment, wo nicht nur Werke von Musikern dokumentiert sind, die noch heute als Stars wahrgenommen werden (Oscar Peterson, Stan Getz, Count Basie), sondern auch solche von vergessenen «unsung heroes». Wie George Russell (1923–2009), der mit der Theorie seines «Lydian Chromatic Concept» Bahnbrechendes, aber relativ wenig Beachtetes zur Entwicklung des neueren Jazz beigetragen hat; als Pianist, Komponist und Arrangeur ein geerdeter Avantgardist, vor allem als Leiter gleichzeitig hochexplosiver und formal gefinkelter Gruppen. Selbstredend findet sich unter den acht Titeln der Kollektion auch das Spitzenalbum «Ezz-thetics» (mit Don Ellis, Eric Dolphy, David Baker, Steve Swallow). Acht Alben für unter sechzehn Euro – da packt uns, nicht nur angesichts der Qualität der Musik, fast schon so etwas wie ein schlechtes Gewissen.



Rausch der Bilder: National-Ensemble Dahomey, Berliner Festwochen 1964.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

MvH's Secret

Mark van Huisseling

Alessandra Ambrosio, Laetitia Casta, Karlie Kloss, Heidi Klum, Miranda Kerr . . . Was haben diese fünf Frauen gemeinsam? Sie waren sogenannte Victoria's-Secret-Angels, Models, die die Lingerie der amerikanischen Wäschemarke – auf Absätzen, mit bis zu fünfzehn Kilo schweren Flügeln am Rücken – einem Millionenpublikum präsentierten. Und wohl den Richtwert der Sexyneß darstellten (zusammen mit zirka dreissig weiteren Engeln).

Ah, längst ist diese wunderbare Welt eine andere und sind dies vergangene Zeiten. Der Marktanteil des 1977 gegründeten Unternehmens mit heute 32 000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie 1400 Geschäften weltweit ist von 32 Prozent im 2015 auf 21 im vergangenen Jahr gefallen (in Amerika; das reicht immer noch für Platz eins, der nächste Mitbewerber hat 16 Prozent des Markts).

Victoria's Secret, liest man, ist mindestens so *past its prime*, über seine Blütezeit hinaus, wie die erwähnten Engel. Schuld daran sei, verkürzt, die von den im Unternehmen verantwortlichen Männern erdachte Vorstellung, was sexy ist. Weshalb jetzt ein neues Geschäftsmodell verfolgt wird: was Frauen wollen, nämlich.

Was genau das ist? Ihr Kolumnist kann keine Antwort darauf geben – er hat zwar bisher 34 Jahre seines Lebens in Zweierbeziehungen mit Frauen zugebracht, doch er ist immer noch ein Mann, ein mittelalter zudem. Dennoch versucht er's: Frauen wollen einen Mann, der will, was sie wollen, aber weil er es will. Tönt kompliziert, einverstanden, aber immer noch einfacher als die zu beschreibende Realität.

Auf einer solchen Mutmassung kann kein Geschäftsmodell fussen, schon gar nicht das

einer Fünf-Milliarden-Dollar-Firma (Verkäufe 2020). Sicher ist dagegen: «Selten wurde eine in ihrer Branche bestimmende Firma kulturell als so hinterherhinkend blossgestellt wie Victoria's Secret infolge der #MeToo-Bewegung» (*New York Times*, NYT). Seit Februar hat das Unternehmen darum einen neuen Chef (auf CEO John Mehas folgte Martin Waters), der ist zwar auch ein Mann, aber immerhin einer, der sagt: «Wir mussten aufhören, anzubieten, was Männer wollten. Stattdessen damit beginnen, das zu sein, was Frauen wünschen.»

Weiter wurden Frauen befördert – Marketingchefin ist seit kurzem Martha Pease –, erstmals wurde Muttertags-Werbung veröffentlicht (das Fest war zuvor für «nicht sexy» befunden worden), und die Angels wurden «freigelassen» (Firmensprache für «gefeuert»), da sie nicht mehr relevant seien. Auf die irrelevanten Schönheiten folgten, als bislang sichtbarster *move*, sieben Frauen, genannt das «VS-Kollektiv». Darunter Megan Rapinoe, eine 35-jährige Fussballerin und Gender-Gleichheitskämpferin mit pinkem Kurzhaar; Paloma Elsesser, 29, gemischtrassige Inklusivitäts-Befürworterin und bisher wohl einziges *Vogue*-Cover-Model mit Konfektionsgrösse 40, und Valentina Sampaio, ein brasilianisches Transmodel.

Ob das VS-Kollektiv weiss, was Frauen wollen? «Als lesbische Frau denke ich viel darüber nach», wird die Fussballerin in der NYT wiedergegeben, «und komme zum Schluss: Funktionalität ist möglicherweise am heissesten [the sexiest thing], und manchmal ist «einfach cool» auch sexy.» Hm.

Damit wir uns richtig verstehen: Victoria's Secret-Besitzer Leslie Wexner, 83, ist ein *Grüsel* möglicherweise. Sicherlich aber einer, der auf die Falschen hörte – er liess sich etwa von

Die Angels wurden «freigelassen» (Firmensprache für «gefeuert»), da sie nicht mehr relevant seien.

Jeffrey Epstein beraten, dem vorbestraften Freier minderjähriger Prostituirter sowie des Missbrauchs zahlreicher junger Mädchen Angeklagten (er brachte sich vor knapp zwei Jahren in Untersuchungshaft um). Zusammen mit dem ehemaligen Marketingchef Ed Rizek habe Wexner in der Firma frauenfeindlich gehandelt, gemobbt und belästigt (oder dies zumindest zu-

gelassen, Quelle: NYT). Solche Zustände sind «nicht sexy» im besten Fall, wahrscheinlich sogar übel oder schlimmer.

Persönlich hatte ich allerdings den Eindruck, die Leute hinter dem Warenangebot wüssten ziemlich genau, was Frauen wünschen. In fast jedem Victoria's-Secret-Laden, den ich in den vergangenen Jahren aufsuchte, standen Kundinnen und Kunden – Letztere kauften Geschenke, so sah's aus – Schlange. Eine Partnerin dagegen, die sich zum Valentinstag «funktionale» Unterwäsche wünschte, hatte ich noch nie.



UNTEN DURCH Heuschnupfen Linus Reichlin

In diesem Sommer ist der Pollenflug für Allergiker besonders quälend, und zwar wegen des Klimawandels. Das behaupten viele Klimaforscher, und ich kann es nur bestätigen: Als das Klima sich noch nicht wandelte, verbrauchte ich während der Flugsaison der Gräserpollen nur sechs Familienpackungen Tempo-Taschentücher. Doch seit das Klima Rilke gelesen hat und sich von seinem berühmten Satz «Du musst dein Leben ändern» beeinflussen lässt, hat mein Taschentuchverbrauch volkswirtschaftlich relevante Ausmasse angenommen.

Bereits habe ich eine Einladung der schwedischen Firma Essity erhalten, der die Marke Tempo gehört. Essity möchte Tempo stärker im intellektuellen Milieu verankern durch eine Werbekampagne, in der Vertreter des Geisteslebens – also unter anderem ich, Peter Sloterdijk und der noch keineswegs verstorbene Jürgen Habermas – sich schneuzen und dann in die Kamera sagen: «Tempo mutantur et nos mutantur in illis.» Das ist zwar hundslausiges Latein, aber die Leute von Essity gehen davon aus,

dass die Zielgruppe der Fünfzehn- bis 49-Jährigen ohnehin durch den Klimawandel bereits 45 Prozent ihrer kognitiven Leistungsfähigkeit verloren hat. Im Essity-Hauptsitz in Stockholm geht der Spruch um: «Customers are getting dumber as grasses produce more pollen.»

Tatsächlich hat im Zuge der erhöhten Kohlendioxidkonzentration in der Atmosphäre die Pollenproduktion der Gräser seit 1990 um 21 Prozent zugenommen. Kohlendioxid stimuliert Gräser in einer Weise wie uns die Werbung, um nicht zu sagen Drogen. Oder noch genauer gesagt: wie pornografisches Material. Je mehr CO₂ unter anderem durch Flugreisen produziert wird, desto euphorischer spritzen die Grashalme ihre Pollen in jeden Windzug, der an ihnen vorbeistreicht. Deswegen verzichte ich aber nicht auf Flüge. Im Gegenteil halte ich mich gerade während der Pollenflugsaison am liebsten in Langstreckenmaschinen auf und genieße die mehrfach gefilterte, pollenfreie Atemluft. Nirgendwo bin ich symptomfreier als in einem Airbus der Swiss auf dem Flug Zürich nach Australien. Das Umsteigen in Dubai stört mich nicht, denn Dubai ist ein Allergikerparadies, solange man nicht auf Bohrtürme allergisch ist. Gräser und pflanzliches Leben überhaupt gibt es dort nur in Form von Sandwich-Beilagen. Die Scheiche schauen, umgeben von rieselnden Dünen, zufrieden zu, wie im christlichen Abendland die Gräser im CO₂-Rausch immer mehr Pollen absondern: Inschallah! In Dubai sind Youtube-Videos, die unaufhörlich niesende, ungläubige Allergiker zeigen, der letzte Schrei.

Von Greta Thunberg hingegen haben die Scheichs noch nie etwas gehört, denn wo seit 2000 Jahren Wüste ist, da verliert die Klimaerwärmung ihren Schrecken. Ob es mittags im zentralen Mushrif-Park 41 Grad heiss ist (ohne Klimaerwärmung) oder 45 Grad (mit Klimaerwärmung) interessiert nur ökologische Pedanten. Ein Katastrophengebiet ist Dubai allerdings für die Marketing-Abteilung von Essity. Denn die Verkaufszahlen von Tempo stagnieren in Dubai seit Jahren auf dem Niveau von Sitzheizungen.

Aber ich schweife ab. Zurück zum Heuschnupfen. Während ich dies schreibe, hat sich mein Computerbildschirm gerade mit unzähligen winzigen Tröpfchen bevölkert, die ich mit einer Geschwindigkeit von über 160 km/h hingenielt habe. Stünde in meinem Büro ein

Blitzautomat der Kantonspolizei, müsste ich mit einer saftigen Busse rechnen. Jedenfalls werden sich, wenn ich so weiterniese, auf meinem Bildschirm bald grössere Schleimtropfen bilden, die dann über diese Zeilen rinnen wie die Tränen von empfindsamen Klimaschützern über die Zahlen der neusten Gletscherstatistik. Wenn alle Gletscher geschmolzen sind, bilden sich dort vielleicht Wüsten, das wäre herrlich!



FAST VERLIEBT

Digitale Feigheiten

Claudia Schumacher

Sind Sie ein Whatsapp-Terrorist? Oder eine, die am liebsten per SMS Schluss macht? Ziehen Sie sich gerne per Facetime aus der Affäre oder machen in E-Mails schon mal forsche Ansagen, obwohl Sie in der analogen Begegnung eher zurückhaltend sind?

Falls das irgendwie auf Sie zutrifft, sind Sie nicht alleine: Die Möglichkeiten des Internets kehren bei uns allen nicht ausschliesslich die besten Seiten hervor, gerade in der Liebe.

«Ich weiss nicht, ob ich noch romantische Gefühle für dich habe», liest mir eine Freundin fassungslos die Nachricht vor, die ihr Partner ihr soeben geschickt hat. Die zwei führen seit Jahren eine Fernbeziehung, digitale Kommunikation spielt also naturgemäss eine grosse Rolle bei den beiden. «Aber warum, bitte, konnte er damit nicht warten, bis wir uns wiedersehen?», fragt meine Freundin. Sie sitzt gerade im Mobile-Office an einem schönen Strand, ihr Freund ist in der Schweiz. Anfang Juli treffen sie sich, analog, dann können sie ein klärendes Gespräch führen. Die Zeit bis dahin hat er ihr jetzt schön versaut.

Das Internet hat die Liebe revolutioniert, Algorithmen führen Menschen zusammen,

und das ist einerseits toll. Für Schüchterne ist digitale Kommunikation ein Segen, denn auch die netten Dinge – «Du bist so hübsch», «Ich finde dich sehr interessant» – sind leichter geschrieben als gesagt. Trotzdem hat der moderne Mensch, der dauernd am Chatten ist, auch etwas Degeneriertes in seinem digitalen Liebesverhalten.

«Ich denke, also bin ich»: Wir glauben gern, dass ein ausformulierter Gedanke schon ein vollständiger Ausdruck unserer Person sein kann. Was hindert uns also daran, unsere Gedanken in den digitalen Orbit zu schiessen, wo sie uns wunderbar vertreten? Offensichtlich nichts. Nur geht dabei vergessen, dass der Mensch auch eine Aura hat, eine Stimme, Verletzlichkeit und einen Charakter, der sich auch in seiner Körperhaltung ausdrückt. Dem Gegenüber erschliessen wir uns nur dann wirklich, wenn wir in Fleisch und Blut vor ihm stehen. Aber was interessiert uns noch das Gegenüber? Die moderne Kommunikation verleitet zum reinen Senden, und damit zum Egoismus. Oft sind wir bereits zufrieden, wenn wir unsere eigene Wahrheit – oder was wir im Affekt dafür halten – zum Ausdruck gebracht haben.

Wohin das führen kann, hat die junge Frau gezeigt, die letztes Jahr in Österreich vor Gericht stand. Die 28-Jährige hatte ihrem Ex-Freund täglich rund hundert Nachrichten auf Whatsapp geschickt – insgesamt über 36 000.

Tja, kann schon mal passieren, wenn man eine Couch hat, auf der man sich einsam fühlt, und dazu ein Handy sowie ausreichend Wein, oder?



Flug in die luziden Landschaften

Vorfreude ist immer noch die grösste aller Freuden.



Hin zu jenen Welten, die als die Normalität bezeichnet werden.

Ganz zum Schluss dieser endlosen vier Jahreszeiten voller Krankheit, Angst und der allmählichen Quarantänisierung des Ichs, in der wir wurden, was wir natürlich immer sind, nämlich Vögel in einem Käfig, der manchmal golden scheint und dann wieder wie eine ewige unüberwindbare Grenze; Vögel, die ihrem Käfig immer weniger durch Träume und Sehnsüchte entfliegen konnten; Vögel, die zusehends weniger flatterten, stumm auf dem Stängelchen sass, vor lauter Ereignislosigkeit anfangen, sich selbst die Federn zu rupfen und durch die Gitterstäbe immer verschwommener die Horizonte sahen, zu denen sie gerne hingeflogen wären.

Ungelenk und ungewiss

Jetzt scheint das Türchen des Käfigs aufzugehen, und wir könnten fliegen, wieder hin zu jenen Welten, die als die Normalität bezeichnet werden, in jenes Sein, das war, bevor die Krankheit es heimsuchte, in jene Sphären, die nur noch in unserer Erinnerung lebten. Wir sassen da auf dem Stängelchen, vor Ungläubigkeit erstarrt noch, und blickten durch die offene Tür. Vielleicht schlugen die ersten mit den Flügeln, ungelentk noch und ungewiss, ob sie sie tragen würden durch die Thermik der Welt und der Zeit.

Das Geräusch der Welt jenseits des Türchens, wie klingt es? Laut zuallererst, es ist das Geräusch einer Mobilität, das Tag für Tag anschwillt, bis es den Pegel der Normalität wieder erreicht hat. Es ist auch das Geräusch von

Menschen, die in Cafés sitzen und sprechen und manchmal lachen. Der ganze Sound der Betriebsamkeit einer umtriebigen Gesellschaft schwillt an, Töne sind es, die wir für Lebendigkeit halten, für die Symphonie der Normalität.

Bald werden wir fliegen, und mit jedem Flügelschlag werden wir mehr vergessen und die Ruhe hinter uns lassen, die uns ein Jahr lang Normalität gewesen war, dieses Plätschern der Dinge, die einst waren wie ein tosender und reissender Strom. Jene Stille auf der Welt, die jedes Pfeifen der Vögel hörbarer werden liess, und manchmal schien es, dass man sogar wieder Blätter fallen hören könnte. Jene Stille, die einen spüren liess, wie laut Normalität sein kann. Jene Stille auch, von der wir hofften, ein wenig von ihr hinüberzuretten in eine Welt, die glaubt, ein Genesener zu sein, der wieder vor Gesundheit strotzt. Es ist eine Stille so anfällig und verwundbar wie der Mensch; eine, die wir weiter in uns tragen sollten, um sie hinauszutragen, damit sie sich über die Welt legen kann. Eine Stille, die wie Benzin ist für den Motor der Langsamkeit, damit der Mensch sich nie mehr schneller dreht, als es die Erde tut. Und vor allem, damit wir unseren eigenen Flügelschlag wieder hören.

Ich sitze gerade in meinem Käfig, das Türchen offen, ich flattere und putze mein übriggebliebenes Federkleid und frage mich, an welchen Ort, welchen Topos, von dem ich geträumt und nach dem ich mich gesehnt habe,

ich fliegen soll. Ich stelle fest, dass etwas ganz einfach Wahres dasselbe geblieben ist; dass Vorfreude immer noch die grösste aller Freuden ist, weil sie nicht und nie getrübt wird. Weil sie ist wie Fliegen.

Liegen im Sand

Auf das Meer vorfreue ich mich, auf das Liegen im Sand im Halbschatten, diesem existenziellsten Licht der Welt, nur eine Handvoll Menschen wären da, man hörte das sanfte Schlagen der Wellen, den Wind, wie er durch die Tamarisken rauscht, die Seele, wie sie in diesen dösiigen Zustand gleitet, in dem die Chronologie der Dinge versickert auf einen Grund, auf dem ein schläfriges Adagio den Ton angibt. Ich schlösse die Augen und würde mich forttragen lassen ohne eine Ahnung, wohin mich die Flügel tragen würden.

Wenn der Flug in diese luziden Landschaften vorüber wäre, rappelte ich mich hoch, schlurfte zum Meer, damit es mich auffange und die Schwere wegweise, als wäre sie ein Leichtgewicht. Ich würde auf dem Wasser treiben, auf dem Rücken den «toten Mann» machen, den Himmel sehen, und wenn ich den Kopf kurz neigte, das gelbe Weiss des Sandes und dahinter den Saum der Vegetation, und wieder dahinter die ganze sich ausbreitende Pracht der Welt. Und dann käme dieses Gefühl, das so lange wie hinter einer geschlossenen Tür sich verbarg; dass das Leben schön ist.

Schmuckes Leben

Thomas Engelis Beruf ist selten: Der 49-Jährige schleift Edelsteine. Seine Kunst brachte er sich selbst bei.

Viele Schleifer sagten mir, ich könne unmöglich vom Edelsteinschleifen leben. Im Jahr 2000 startete ich meine Werkstatt – und ich bin immer noch hier. Meinen Service biete ich vor allem für Goldschmiede und Juweliere, kleine Steinlädeli, Private oder Sammler an. Meine Arbeit besteht darin, abgetragene Edelsteine nachzuschleifen oder verlorengegangene Steine zu ersetzen. Ich mache Reparaturen und Umschleifarbeiten, schleife Steine in Schmuck ein oder bohre Löcher. Kürzlich durfte ich eine riesige Bergkristall-Brosche fertigen, in Form einer Raupe. Das dauerte zwanzig Arbeitsstunden.

Ich mache alles – ausser mit Diamanten, das ist ein anderer Beruf, mit anderem Know-how, anderen Maschinen und Schleifscheiben. Ich arbeite mit Farbsteinen – Rubin, Saphir, Topas, Turmalin, Granat – sowie mit undurchsichtigen Schmucksteinen wie Lapislazuli, Koralle oder Türkis. Meine Lieblingssteine sind der Spinell und der Granat. Mir gefällt das starke, harte Funkeln. Steine begeistern mich allgemein, jeder hat seine eigenen physikalischen Eigenschaften, seine Lichtbrechung, Härten und Farben. Wenn man den Stein geschliffen, poliert und den Kitt abgeputzt hat, sieht man das Resultat. Wie er dann funkelt, ist unglaublich.

Goldene Esoterikerjahre

Ich kam von den grossen zu den kleinen Steinen, als Quereinsteiger. Meine Lehre begann ich als Maschinenmechaniker – wie mein Vater –, merkte aber in der Probezeit, dass Metall nicht meins ist. Im gleichen Jahr fing ich eine Strassenbauerlehre an, die ich abschloss. Nach einer Zusatzlehre als Pflasterer half ich, das Niederdorf neu zu pflastern. Ein paar Jahre lang verlegten wir Steine auf 100 000 Quadratmeter. Danach musste ich wegen meines Rückens aufhören. Mit 28 begann ich im Recycling zu jobben, da hatte ein Kollege eine Maschine, mit der er Steine schliff. Ich kaufte sie ihm ab und begann, hobbymässig zu üben. Mein erster Edelstein, den ich schliff, war ein Amethyst. Ich gab mir grosse Mühe, kittete ihn ab, putzte ihn – und dann brach er entzwei, weil er einen Einschluss hatte. Einen solchen Stein würde ich heute nicht mehr bearbeiten.

Edelsteinschleifer kann man in Deutschland lernen, in der Schweiz nicht. Ich brachte mir alles selbst bei. Geduld ist wichtig, und meine Arbeit erfordert Präzision: Ich schleife mit einer Zwei-Hundertstel-Millimeter-Toleranz auf die Schnittpunkte im Stein, die Facetten und Pro-

portionen müssen stimmen. Der Lichtstrahl muss sich im Unterteil brechen und im oberen Teil austreten, nur so funkelt es schön. Ist der Schliff zu flach oder zu steil, reflektiert der Lichtstrahl nicht. So haben sie früher in Asien geschliffen, da ging es nur ums Gewicht: Die Edelsteine hatten riesige Hinterteile, um mehr einzunehmen – zulasten der Optik. Die Steine waren asymmetrisch, mit schlechter Politur, wild, ganz schlimm. Solche Steine muss ich oft umschleifen, ohne dass sie zu viel an Gewicht verlieren. Sonst geht zu viel Wert verloren.



Alles ausser Diamanten: Thomas Engeli.

Momentan arbeite ich oft mit Schweizer Edelsteinen; viele wissen gar nicht, dass wir auch schöne Steine haben. Reich werde ich trotzdem nicht, ich arbeite für einen Handwerkerlohn. Die goldenen Esoterikerjahre der Achtziger und Neunziger sind vorbei. Wer damals an die Märkte ging, konnte am Wochenende viel Geld verdienen, während man heute froh ist, die Kosten für den Stand und die Zeit decken zu können.

Ich gehe selten an Weihnachts- und Wochenmärkte. Lieber arbeite ich in meiner Werkstatt in Kloten, wo ich aufwuchs. In der Freizeit gehe ich wandern und suche in Flüssen nach Gold und Edelsteinen. Obwohl sich mein Leben um Schmuck dreht, trage ich selbst keinen. Mit einer Ausnahme: eine Kette mit einem Lazulith, einem blauen Edelstein aus Zermatt.

Aufgezeichnet von Roman Zeller.



THIEL

Reformation

Imam: Brüder, wir sind hier zusammengekommen, um gemeinsam einen Weg zu suchen, den Islam zu reformieren.

Mufti: Was gibt es da zu reformieren?

Imam: Wir müssen doch zugeben, dass unsere heilige Schrift voller Aufrufe zu Gewalt und Diskriminierung ist.

Ajatollah: Ich gebe gar nichts zu.

Imam: In unserer Schrift steht zum Beispiel ganz klar geschrieben, dass Männer Frauen schlagen dürfen. Das ist doch ungerecht.

Ajatollah: Wir können ja den Frauen erlauben, ihre Männer ebenfalls zu schlagen.

Mufti: Was ist mit den gleichgeschlechtlichen Paaren?

Ajatollah: Es spricht nichts dagegen, dass Frauen auch Frauen und Männer auch Männer schlagen.

Imam: Gut, das ist im Sinne der Gleichberechtigung dann schon mal ein Fortschritt. Und wir sollten aber unbedingt auch noch die Todesstrafe abschaffen.

Mufti: Bei Diebstahl meinerwegen, aber doch sicher nicht im Falle einer Gotteslästerung.

Imam: Na ja ...

Mufti: Und bei Ehebruch doch sicher auch nicht.

Imam: Sollten wir die Todesstrafe nicht generell abschaffen?

Ajatollah: Wir können die Todesstrafe nicht abschaffen.

Imam: Wieso nicht?

Ajatollah: Dazu müssten wir den Koran ändern, und auf Abänderung des Korans steht die Todesstrafe.

Mufti: Wir könnten ja wenigstens die Steinigung etwas moderner gestalten, indem wir die Verurteilten betäuben, bevor wir sie steinigen.

Imam: Wir könnten die Beichte einführen. Das wäre revolutionär.

Mufti: Und dann?

Ajatollah: Dann könnten wir Ablassbriefe verkaufen.

Andreas Thiel

Die Dessertkarte, bitte!

Ristorante Ornellaia

St. Annagasse 2, 8001 Zürich, Tel. 044 212 00 22.
Sonntags und montags geschlossen.

Ein Restaurantbesuch ohne Desserts halte ich für nahezu undenkbar, gerade in der gehobenen Gastronomie erweitern Süssspeisen das Spektrum nochmals entscheidend. Dass es immer noch (wenige) Köche gibt, deren Interesse und Aufmerksamkeit nur bis zum Hauptgang reichen, ist schade, denn das Dessert – und der Kaffee – sind die letzten Eindrücke, die man von einem guten Essen nach Hause mitnimmt.

Antonio Colaianni, der mit seiner französisch grundierten und italienisch inspirierten Küche schon als Zürcher Institution gesehen werden kann, legt hingegen im «Ornellaia» grossen Wert auf die Dessertkarte und ist ohnehin ein detailversessener Küchenchef. Schon



der hauchdünn aufgeschnittene Rohschinken, den es zu Beginn mit hausgemachten Grissini, Sauerteigbrot und Focaccia gibt, ist von herausragender Qualität.

Kürzlich ging ich mit einem etwas ungewöhnlichen Wunsch in das Restaurant, das zur Bindella-Gruppe gehört, und bat um zwei Vorspeisen sowie alle Desserts. Zunächst gab es das wohl beste Vitello tonnato der Stadt – mit rohem Thunfisch-Carpaccio und -Tatar, falschem Kalbsfilet, gebackenem Kalbsbries,

Kalbszunge, Oliven und klassischer Thunfischsauce – und danach wunderbare Spaghetti mit viel Transmontanus-Kaviar aus Brescia und einer cremigen, leicht säuerlichen Sauce auf der Basis von Geflügel- und Fischfond.

Für die Desserts im «Ornellaia» ist die talentierte Deutsch-Rumänin Felicia Ludwig zuständig. Ihr Menü umfasste eine ästhetische Schwarzwälder-Interpretation mit Schokoladenmousse und -Crèmeux sowie Kirscheis, eine hinreissende Dekonstruktion eines Eiskaffees mit Vanille-Chantilly, weissem Kaffeeis und karamellisierten Mandeln und eine sommerliche Kombination aus Pistazienmousse, Aprikosen und hellem Aprikosensorbet. Und als mein Appetit längst gestillt und die internen Zufriedenheitswerte über dieses gelungene Mittagessen auf dem Höchststand waren, gab es zum Kaffee noch eine perfekte, knusprige kleine Sfogliatella.

WEIN/PETER RÜEDI

Noblesse oblige

Château Pichon Longueville Comtesse de Lalande Pauillac 2014. 13 %. Flaschenpost Services SA, Zürich. Fr. 141.50.
flaschenpost.ch

Es gibt ja durchaus ernsthafte Weinfreunde, die der Ansicht sind, kein Wein sei mehr als eine gewisse Summe wert (je nach Stringenz der haushälterischen Selbstdisziplin von Fr. 50.– an aufwärts). Kann man vertreten, sofern das ausser Acht gelassen wird, was ich den Philatelisteneffekt nenne. Im sogenannt freien Markt macht die Nachfrage den Preis, und zweifellos gibt es Käufer, die es mit Karl Valentins ängstlichem Hauskäufer halten («Bei mir kommt die Sicherheit vor der Seltenheit»). Zu denen gehöre ich nicht, wenn ich auch meine, Weinpreise seien eine relative Angelegenheit; wer sich an rigorose Obergrenzen halte, verpasse manchmal eine im doppelten Wortsinn kostbare Erfahrung (kostbar auch deswegen, weil man gelegentlich den eigenen Geschmack an einem unzweifelhaften Urmeter messen sollte).



Und dass jeder und jede in der Kontoführung eigene Prioritäten setzen soll: ob er oder sie zum Beispiel einen Opernbesuch mit anschliessendem Nachtessen dem gemeinsamen Genuss einer Flasche Premier Grand Cru vorzieht. Ist, finanziell, durchaus vergleichbar. Leser dieser Kolumne wissen, dass deren Zielpublikum keineswegs die Gattung der Etikettentrinker und mir ein vernünftiges Preis-Genuss-Verhältnis allemal ein Anliegen ist. Das aber ist eben auch eine Ermessensfrage.

Ende der knickerigen Buchhalterei. Wer bei jedem Schluck die Kasse rasseln hört, verpasst auch einen bescheidenen Wein, gewiss aber diesen aussergewöhnlichen Pichon Longueville Comtesse de Lalande 2014, der seiner aristokratischen Etikette vollauf gerecht wird.

Dem Weinmacher Nicolas Glumineau ist in dem durchaus nicht durchwegs superlativischen Bordeaux-Jahr 2014 das gelungen, was Bordeaux-Papst René Gabriel einen «Jahrhundertwein» nennt. Er ist ihm 20/20 Punkte wert, und dabei muss man wissen, dass der Innerschweizer Experte im Allgemeinen den fast homonymen Pauillac-Nachbarn Pichon Longueville Baron mit seiner weniger *aimablen* (in Vor-Gender-Zeiten hätte das geheissen: maskulineren) Charakteristik dem manchmal fast «burgundischen» Comtesse vorzieht.

Bei dessen Ausgabe 2014 sind solche Kategorien hinfällig. Er ist ein traumhaft aromatischer Wein (schwarze Beeren, Noten von noblem Holz, etwas Grafit, Pfeffer, Lakritze – *you name it*); am Gaumen voll nobler Finesse und überwältigendem Echo im nachhaltigen Abgang, brillant balanciert zwischen Cabernet-Sauvignon (65 %), Merlot (22 %) und etwas Cabernet Franc und Petit Verdot.

Ein vollkommenes Kunstwerk, bei dem ich den kleinen Fehler, der es nach Goethe erst menschlich macht, nicht erkennen kann. Ist seinen Preis wert.

Düsentrieb und Brown

Sind Brennstoffzellen-Fahrzeuge wie der Toyota Mirai möglicherweise die bessere Lösung als Elektromobilität?



Am Sonntagmorgen schaue ich mit dem Zehnjährigen «Die Sendung mit der Maus». Die Welt kindgerecht erklärt zu bekommen, ist auch in meinem Alter nicht verkehrt. Kürzlich wurde eine innovative Firma in Deutschland porträtiert, die mit einer speziellen Form von Spiegeln auf einem Dach das Sonnenlicht bündelt und konzentriert, um mit der auf diese Weise gewonnenen Energie Wasser in Wasserstoff und Sauerstoff aufzuspalten.

Man muss – wie ich selbst – keine starken Erinnerungen an den Chemieunterricht haben, um zu verstehen, dass dies ein fast schon magischer Vorgang zur Energiegewinnung ist. Ebenso einfach ist nachzuvollziehen, dass elektrischer Strom, der durch die Verbrennung von Gas oder Kohle gewonnen wird, nicht die Lösung sein kann, wenn die Absicht ist, individuelle Mobilität möglichst ohne den Ausstoss des in Verruf gekommenen Gases CO₂ zu ermöglichen.

Wasserstoff ist ein erstaunliches Element, und der Gedanke, sein Auto mit etwas anzutreiben, das derart unbelastet und geradezu rein erscheint, finde ich faszinierend. Während man (politisch) in Europa aber stark auf Elektroautos setzt – obwohl die saubere Erzeugung der dafür benötigten enormen Mengen an Strom alles andere als geklärt ist –, wird in Japan und Südkorea die Arbeit am Wasserstoffauto und -lastwagen mit hoher Intensität fortgesetzt.

Für PKW-Fahrer ist die technologische Spitze dieser Entwicklung im neuen Toyota Mirai zu besichtigen. Die zweite Generation dieses Brennstoffzellenfahrzeugs ist ein luxuriöses,

bequemes und lautloses Auto in Premium-Qualität, das so fortschrittlich wirkt, als wäre es in der Zusammenarbeit von Daniel Düsentrieb und Dr. Emmett Brown («Back to the Future») entstanden.

Einmal vollgetankt, was zurzeit an acht H1-Stationen in der Schweiz möglich ist, fährt der Mirai in meinem Test einiges weiter als die meisten gängigen Elektroautos: Nach 396,6 Kilometern in dem Toyota der Zukunft zeigt das System eine Restreichweite von 168 Kilometern an, die Wasserstofftanks im Fahrzeugboden sind noch zu einem Drittel gefüllt. Das Tankstellennetz für Wasserstoff ist zwar noch nicht flächendeckend, der Bezug der blitzsauberen Energie ist dafür – im Vergleich mit Strom – sehr viel schneller möglich. In ein paar Minuten ist der Mirai wieder vollgeladen.

Journalisten sollten keine Prognosen machen, das geht oft schief. Aber ich vermute wenigstens, dass auf längere Sicht Autos wie der Toyota Mirai, die letztlich nur von Wasser angetrieben werden, womöglich die bessere oder zumindest sauberere Lösung sind als die bislang erhältlichen Elektroautos. Denn zu allem anderen reinigt der Mirai über ein Filtersystem tatsächlich auch noch die Luft, während man fährt.

Toyota Mirai Platinum

Motor/Antrieb: Brennstoffzelle, Hinterradantrieb, 1-Gang-Getriebe; Leistung: 182 PS/134 kW; max. Drehmoment: 300 Nm; Verbrauch: 0,79–0,89 kWh/100 km; Tankinhalt: 5,6 kg; Reichweite: ca. 650 km; 74150 (0–100 km/h): 9,2 sec; Höchstgeschwindigkeit: 175 km/h; Preis: Fr. 59 900.–



OBJEKT DER WOCHE

Ein Stück Tennisgeschichte

Federers Siegerdress von Wimbledon 2007
Geschätzter Preis: 5000 bis 7000 Pfund

In Roger Federers Fussstapfen wird so schnell keiner treten. Für einen Tennis-match mal kurz in dessen Wimbledon-Outfit von 2007 schlüpfen, geht aber. Vorausgesetzt, man klinkt sich bis zum 14. Juli in die Online-Auktion von Christie's ein und gewinnt die Bieterschlacht um das Leibchen und die Hose. Gleichzeitig besässe man dann ein vom Meister unterschriebenes Stück Tennisgeschichte. Wir erinnern uns: 2007 gewann Federer im weiss-goldenen Nike-Shirt zum fünften Mal hintereinander Wimbledon, was seit Björn Borg (1976 bis 1980) niemand mehr zustande gebracht hatte. Es war auch das erste dieser epischen Finalspleie gegen Rafael Nadal über fünf Sätze. Federer rang den Spanier 7:6, 4:6; 7:6, 2:6, 6:2 nieder.

Bei der Auktion «The Roger Federer Collection: Sold to Benefit the RF Foundation» werden noch unzählige weitere Memorabilien der grossen Karriere des Schweizer Tennisstars versteigert: Neben dem Olympia-Racket 2012 oder dem Wimbledon-Siegerschuh 2007 mit den vier winzigen Schweizerkreuzen gibt's zum Beispiel auch den Dress zu erwerben, den er bei seinem letzten Wimbledon-Triumph 2017 trug. Der bisherige Höhepunkt der Versteigerung fand am 23. Juni statt. Dann wurden an Christie's Hauptsitz in London Federers Outfit und Racket, mit denen er 2009 seinen bisher einzigen French-Open-Titel gewann, live für 187 500 Pfund veräussert.

Benjamin Bögli

Der Mainstream kommt von Osten



Insigne der globalen Wirtschaftsleistung: Sponsorenbande der Euro 2020.

China verdreifachte in den letzten zehn Jahren seine Wirtschaftsleistung. Ein Drittel der weltweit gehandelten Luxusgüter wird heute von chinesischen Kunden konsumiert. Fussballmeisterschaften sind traditionell nicht nur ein Kräftemessen der Nationalteams, sondern auch Muskelspiel globaler Marken. An den Stadionbanden der Euro 2020 lässt sich ablesen, dass der Aufstieg Chinas im Herzen des

westlichen Mainstreams angekommen ist. Der Zahlungsdienst Alipay, der Elektronikhersteller Hisense, das Videoportal Tiktok und der Smartphone-Produzent Vivo sind Player aus dem Reich der Mitte, deren Präsenz an der Europameisterschaft ein ganzes Drittel der eingekauften Aufmerksamkeit ausmacht. Westliche Megamarken sind noch mit Coca-Cola, Heineken und Volkswagen vertreten. Man darf davon ausgehen, dass

der globale Geschmack nicht mehr im Westen, sondern im Osten geprägt werden wird. In einer Befragung zeigte sich nämlich, dass sich die Konsumpräferenzen in China in Richtung einheimische Produkte verschieben.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Ich wuchs bei Pflegeeltern auf, meine Mutter hat sich nie um mich gekümmert, sodass ich seit Jahrzehnten keinen Kontakt mehr mit ihr hatte. Jetzt meldeten sich die Behörden, sie sei vereinsamt und verarmt in ihrer Wohnung gestorben. Soll ich mich jetzt um die Formalien wie Abdankung und so weiter kümmern, oder geht es mir besser, wenn ich den Schmerz gar nicht mehr an mich heranlasse und mich völlig raushalte?

F. Z., Interlaken

Ja, ich finde, Sie sollten sich um die «Formalien wie Abdankung und so weiter» kümmern, obwohl sich Ihre Mutter nie um Sie gekümmert hat. Dies, weil sich



ja jemand um diese «Formalien» kümmern muss. Und man tut dies unter Umständen ja auch für wildfremde Menschen, einfach weil sonst niemand da ist. Aber nun ist es einmal Ihre Mutter – und bei aller Entfremdung: Es ist doch Ihre Mutter, und ohne sie würden Sie ja nicht leben. Also das Wichtigste im Leben,

die Geburt, wäre für Sie ohne Ihre Mutter ja nicht möglich gewesen. Natürlich ist das für Sie nicht nur eine freudige Angelegenheit. Der Schmerz über das Verhalten Ihrer Mutter wird vielleicht verstärkt aufgenommen, aber womöglich ist es sogar gut, das ertragen zu müssen, um darüber hinwegzukommen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Kevin Pietersen

Der Nashorn-Population in Afrika helfen: Das ist das Ziel des früheren Cricket-Stars. Zu diesem Zweck spannt der Südafrikaner mit der Uhrenmarke Hublot zusammen.

Vom Flughafen Bahrain wählt sich Kevin Pietersen in das Video-Interview mit der *Weltwoche* ein. Er ist gerade auf der Heimreise aus Indien, wo er für einen Fernsehsender ein grosses Cricket-Turnier kommentiert hat, in seine Wahlheimat Grossbritannien. Zwischen 2005 und 2014 spielte er im englischen Nationalteam, zeitweise als Captain.

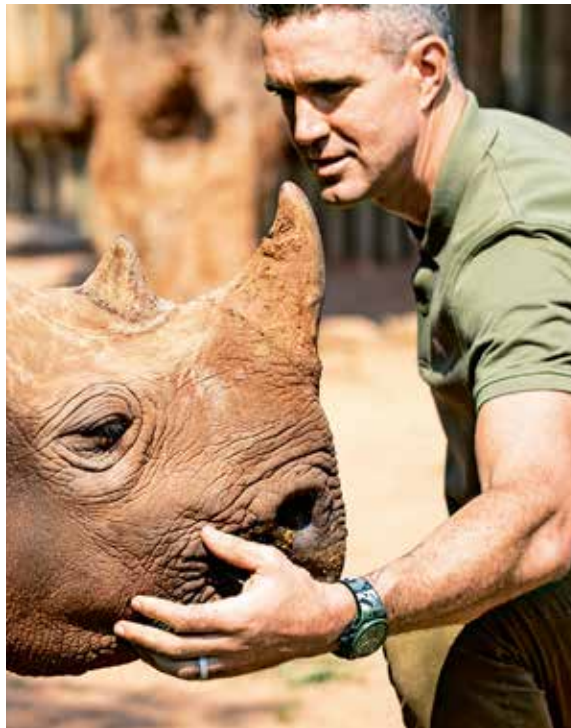
Cricket, muss man wissen, ist eine englische Mannschaftssportart, die sich in den ehemaligen Verbreitungsgebieten des britischen Empire grösster Beliebtheit erfreut. In Ländern wie Indien ist Cricket in etwa so beliebt wie in europäischen Breitengraden der Fussball. «Bei uns in Südafrika spielt man im Winter Rugby, im Sommer Cricket», sagt Pietersen.

Aufgewachsen ist er in den 1980er Jahren in Südafrika, im bewaldeten Gürtel einer Stadt. Die Zeit habe er grösstenteils im Freien verbracht. «Es war die schönste und freieste Epoche meines Lebens.» In seiner Kindheit habe er nicht nur die Liebe zum Sport entdeckt, sondern auch jene zur Natur und zum imposanten Wildleben seines Landes. «Wir Südafrikaner», erklärt er, «sind *outdoor people*.» Die physische Aktivität werde stark gefördert, auch in der Schule.

Zurück zur Natur

Als vielversprechender Cricket-Jungstar zog er im Jahr 2000 nach Grossbritannien. «Damals habe ich die Verbindung zum afrikanischen Raum etwas verloren.» Diese sei aber schlagartig wieder erwacht, als er dreizehn Jahre später – gegen Ende seiner aktiven Sportlerkarriere – für eine Safari nach Südafrika reiste. «Diese Reise hat mich dann richtig in die wilde Natur zurückgerissen.» Während der die Safari begleitende Arzt gerade damit beschäftigt war, ein Nashorn mit einem Ortungs-Chip auszustatten, erreichte ihn ein Notruf: Ein Elefant sei von Wilderern verletzt worden. «Da begann ich zu verstehen, wie schlimm die Wilderei mittlerweile um sich greift.»

Pietersen befasste sich intensiv mit der Thematik. Dabei fand er heraus, dass Nashörner zu den am meisten bedrohten Wildtieren in Afrika gehören. «In den letzten zehn Jahren sind zwei Drittel der Population in Südafrika verschwunden.» Die Vorstellung, dass das Nashorn aus Afrika verschwinden könnte, ist für ihn unerträglich. «Als eines der Big-Five-Tiere ist das Nashorn unverzichtbar für die örtlichen



«Afrika wäre nicht mehr dasselbe»: Sportler Pietersen.

Ökosysteme.» Verschwände es, «wäre Afrika nicht mehr dasselbe.»

Der frühere Cricket-Star beschloss, sich für die Nashörner einzusetzen. Er gründete das Unternehmen Sorai. Der Name ist Programm: Er steht für Save Our Rhino Africa/India – Rettet unsere Nashörner in Afrika und Indien. Die Organisation verkauft Kleider und Accessoires mit dem erklärten Ziel, damit der Nashorn-Population in Südafrika zu helfen. 20 Prozent

der Erlöse gehen an die Tierschutzorganisation Care for Wild, die Reservate für Waisen-Nashörner unterhält.

Ein Aspekt seiner Arbeit, auf die Pietersen besonders stolz ist, ist die Zusammenarbeit mit dem Unternehmen Hublot. Erstmals im Jahr 2019 gab die Schweizer Uhrenmarke eine limitierte Spezialedition ihres Modells Big Bang Unico unter dem Namen Sorai heraus – ein Teil des Verkaufserlöses geht an die Nashorn-Reservate von Care for Wild. Vor einigen Monaten wurde die zweite gemeinsame Sonderedition präsentiert: die Big Bang Unico Sorai Green mit kernig grünem Keramikgehäuse.

In der Safari-Lodge

«Bei der Zusammenarbeit mit Hublot handelt es sich um unsere wichtigste Unternehmenskooperation», sagt Kevin Pietersen. Als er Hublot nach der Cricket-Weltmeisterschaft 2019 sein Nashorn-Anliegen präsentierte, sei das Team um CEO Ricardo Guadalupe sofort elektrisiert gewesen. «Neben der Liebe zum Sport und zur Kunst will Hublot auch für die Vielfalt der Tierwelt einstehen.» Nur neun Monate nach dem ersten Treffen sei die erste Sonderedition in den Läden gewesen. Zur Besprechung des Marketingkonzepts reiste Hublot-Chef Guadalupe mit seinen Kolleginnen und Kollegen nach Südafrika in die Safari-Lodge von Kevin Pietersen. «Wenn man das Reservat mit eigenen Augen gesehen hat, ergeben sich eine starke emotionale Verbindung und der Wille, es zu erhalten.»

Für die Nashörner sei zum einen der finanzielle Beitrag aus der Hublot-Partnerschaft erfreulich. «In Südafrika lässt sich viel bewegen mit dem Geld.» Fast noch wichtiger sei der kommunikative Aspekt: «Die Zusammenarbeit mit Hublot stützt mich mit einer weltweiten Stimme aus – selbst in Gegenden, in denen Cricket kein Thema ist», wie beispielsweise China oder Kontinentaleuropa. «Das ist unbezahlbar.»

Florian Schwab

«Mein Charakter ist meine Stärke»

Aleksandra Popovic, 19, träumt von einem Leben als Topmodel – trotz unflätigen Fotografen, knallharten Jurys und einer Welt, in der es keine Freundschaften gibt.

Roman Zeller

Aleksandra Popovic träumt vom Durchbruch: In Urdorf, Zürich, als Tochter balkanstämmiger Eltern aufgewachsen, zog es die medizinische Praxisassistentin nach der Lehre umgehend nach Mailand. In der Fashion-Metropole, wo es tausende Schönheiten probieren, kämpft die 19-Jährige um die Gunst der Modelabels. Aufopferd, zeitweise bis über die Schmerzgrenze. Als eines der Gesichter der letzten Mailänder Fashion-Week gedenkt Popovic, sich für Switserland's Next Topmodel anzumelden. Zwar sei sie Model, sagt sie im Gespräch. «Hoffentlich bin ich der nächste grosse Newcomer.»

Weltwoche: Frau Popovic, Ihr Traum ist es, Topmodel zu werden. Was heisst das für Ihren Alltag? Wie sieht der aus?

Popovic: Wenn ich in Milano bin, renne ich von Casting zu Casting. Mal sind es zwei, mal sieben, mal zehn pro Tag. Um fünf oder sechs Uhr bin ich fertig, höre von einem Job, den ich bekommen habe, und so gegen sieben kommt der nächste Tagesplan mit den Castings.

Weltwoche: Wie wohnen Sie in Mailand?

Popovic: Am Anfang wohnte ich in einem Model-Apartment, von der Mailänder Agentur. Es war aber eine Katastrophe, ein Schweinestall. Ich probierte es zuerst, weil jedes Model, das erfolgreich ist, durch so etwas muss. Aber es ging nicht, es war unmenschlich: Wir schliefen zu viert in einem Dreierzimmer, ein Mädchen am Boden. Also nahm ich mir eine Airbnb-Unterkunft.

Weltwoche: Erzählen Sie von den Castings.

Popovic: In der Schlange stehen 300 bis 400 Mädchen – für einen Job. Die Chance, dass man gebucht wird, ist relativ klein. Die Konkurrenz ist extrem; alle warten nur darauf, dass man scheitert, um davon zu profitieren. Freundschaften sind ausgeschlossen, man ist immer alleine. Ich habe oft geweint, aber nicht wegen des Heimwehs. Dieses Alleinsein ist Teil des Berufs.

Weltwoche: Was geht einem durch den Kopf, alleine unter so vielen Schönheiten um einen einzigen Auftrag zu kämpfen?

Popovic: Schwierig. Jede schaut dich an, checkt dich ab; jede ist auf ihre Art schöner, spezieller. Beim Umherblicken dachte ich: «Wie will ich da bloss auffallen? Was biete ich, was andere nicht haben?» Es geht nur ums Aussehen. Man ist unter Druck, weil andere dünner, grösser sind. Am liebsten möchte man gar nichts mehr essen und so aussehen wie die anderen. Man merkt gar nicht mehr, dass man nicht isst. Man ist so im Film.

Weltwoche: In Kalorien heisst das?

Popovic: So weit bin ich noch nicht. Aber ich esse wenig, ein richtiges Hungergefühl kenne ich nicht mehr.

Weltwoche: Bei den Castings: Was passiert, wenn Sie vor der Jury stehen?

Popovic: Da sitzen Direktoren von Brands. Ich gebe ihnen meine Sedcard mit meinen Massen, mit Bildern von mir. Wenn ich in die engere Auswahl komme, machen sie zwei, drei Bilder; wenn nicht, bin ich drei, vier Stunden für nichts angestanden.

Weltwoche: Wenn Sie leer ausgehen, wie lautet die Begründung?

Popovic: Es gibt Brands, die suchen etwas ganz, ganz anderes als mich. In Milano wurde ich als typisches Victoria's-Secret-Model ab-

«Jede schaut dich an, checkt dich ab; jede ist auf ihre Art schöner, spezieller.»

gestempelt, als typische Beauty. Gewissen Marken passe ich nicht ins Konzept. Bei Gucci zum Beispiel, da suchen sie jemanden mit einer grossen Nase, mit irgendeinem komischen Merkmal. So was habe ich nicht.

Weltwoche: Was heisst das? Wo liegen Ihre Stärken?

Popovic: Ich bin wandelbar, auch persönlich. Mein Charakter ist meine Stärke, ich kann mich gut verkaufen, bin selbstsicher und finde mich sehr schön. Und ich motze nicht, wenn es heisst: «Wir machen jetzt fünf Stunden Bilder.»

Weltwoche: Wie viel springt für Sie bei Shootings raus?

Popovic: Im Ausland bekommt die Agentur 40 Prozent. Sie schauen also, dass den Models etwas bleibt. Aber die Gagen sind stark gesunken. Für ein Zwölf-Stunden-Shooting, ohne Pause und Mittagessen, arbeitete ich fast gratis. Sogar der Fotograf meinte, er wolle mir etwas abgeben. Wer keinen Namen hat, muss sich das Geld anders verdienen.

Weltwoche: Wie?

Popovic: Ich habe Glück, mich finanzieren meine Eltern. Ich kenne aber viele Models, die sich mit Millionären abgeben. Sie bedenken leider nicht, dass so etwas rauskommt, sobald sie erfolgreich sind. Ich würde mich nie hochschlafen wollen, ich will modeln. Das ist zwar härter, aber ich habe einen reinen Namen. Mir wurde es aber auch schon zu viel an einem Shooting.

Weltwoche: Was heisst das?

Popovic: Der Fotograf kam näher und näher. Er berührte mich ständig. Ich sagte mir: «Komm, das zieh' ich durch – wegen des Kunden.» Dann kamen Sprüche wie: «I like your pussy», das ging mir zu weit. Ich nahm meine Tasche und ging.

Weltwoche: Was fasziniert Sie am Model-Dasein, trotz Widrigkeiten weiterzumachen?

Popovic: Wenn ich vor der Kamera stehe, blende ich alles aus – ich liebe es. Der Moment, wenn sich alles um mich dreht, ist unbezahlbar. Ich beschäftige mich gerne mit mir und achte auf meinen Körper.

Weltwoche: Wie kamen Sie eigentlich in dieses Business?

Popovic: Ich war vierzehn, als ich in Kroatien am Strand gescoutet wurde. Aber das ging leider unter. Zurück in der Schweiz, dachte ich: Modeln wäre schon cool. Also bewarb ich mich bei einer Schweizer Modelagentur. Es hiess recht schnell, ich solle ins Ausland gehen. Meine Mutter sagte, ich müsse erst meine Lehre abschliessen, danach könne ich machen, was ich wolle. Und so kam es: Nach meinem Lehraabschluss bewarb ich mich bei Fotogen. Sie schickten mich sofort nach Mailand.

Weltwoche: Was braucht es, um Model zu werden?



«Was biete ich, was andere nicht haben?»: Model Popovic.

Popovic: Persönlichkeit und Wiedererkennungswert. Man muss flexibel und spontan sein. Und einstecken können. Man darf sich nichts anmerken lassen, wenn einem etwas nicht passt. Fit zu sein, ist das Wichtigste, viele scheitern, weil sie zu wenig essen. Ich habe oft erlebt, wie manche zusammenklappten, weil sie nicht genügend Power hatten.

Weltwoche: Was ist äusserlich gefragt?

Popovic: Lange, dünne Beine, dann braucht es nicht mal ein makellostes Gesicht. Damit habe ich so meine Probleme: Ich bin um die Hüfte etwas kurviger. Meine Mailänder Agentur fragte täglich, warum ich noch nicht abgenommen hätte. Sie wollten mich zur Fettentziehung schicken, wie sie viele machen. Da

kriegt man eine Spritze, um innerlich Fett zu verbrennen – nur ist das bei mir nicht Fett, sondern das sind Knochen. Sonst darf man nicht allzu grosse Brüste haben. Ein symmetrisches Gesicht, das rein ist. Wer Pickel hat, wird weggeschickt. Da kennen sie nichts.

Weltwoche: Stimmt es, dass Models nachhelfen? Mit Spritzen, Operationen.

Popovic: Es gibt nur noch wenig natürliche Models, alle haben etwas gemacht. Aber ich finde, man darf nachhelfen. Das ist ja heute normal, solange es natürlich aussieht.

Weltwoche: Was heisst Schönheit für Sie?

Popovic: Lange Beine finde ich: wow. Mich fasziniert aber auch der Charakter einer Frau, wie sie sich gibt – oder er. Ein Mann kann

wunderschön sein, solange er nicht weiss, wie man redet, ist er für mich unschön. Wenn er weiss, wie man sich präsentiert, ist er eine Zehn.

Weltwoche: Inwiefern unterscheidet sich das Frauen- vom Männermodel-Business?

Popovic: So wie ich das mitbekomme, erleiden Männer weniger Qualen: Wir müssen immer geschminkt sein oder High Heels fünf Stunden lang tragen – egal, ob es dreissig oder vierzig Grad heiss ist.

Weltwoche: Stimmt das Klischee, dass sich Models nur untereinander daten?

Popovic: Ich könnte nie mit einem männlichen Model zusammen sein, die entsprechen nicht meinem Typ. Sie sind zu feminin, zu weiblich – ob sie *gay* sind oder nicht. Ich glaube, das kommt von der weiblichen Modebranche. Darin müssen sich Männer weiblicher darstellen, als sie es sind. Ich hingegen brauchte einen richtigen Mann an meiner Seite.

Weltwoche: Können Sie das ausführen?

Popovic: Ich habe eine Schwäche für Fussballer, ich datete schon zwei. Ich finde, ein Model-Fussballer-Päärli ist ein Wow-Päärli.

Weltwoche: Denken Sie, als Neunzehnjährige, schon an Familie und Kinder?

Popovic: Jaja, aber ich lasse mir Zeit. Meine Mutter bekam mich früh, mit 21. Ich will Karriere machen, leben, reisen. Und dann möchte ich, so Ende zwanzig, eine Familie gründen.

Weltwoche: Was hält Ihre Mutter von Ihrer Karriere?

Popovic: Sie hat grosse Probleme damit, vor allem wegen des Essens. Ich meine, was gibt es Schlimmeres für eine Mutter, wenn ihr Kind nicht richtig isst? Meine Mutter versuchte oft, mir das Modeln auszureden, sie sprach von Weiterbildungen. Aber ich sagte, ich wolle es jetzt einfach probieren, sie könne mich unterstützen oder nicht. Natürlich unterstützt sie mich.

Weltwoche: Und was sagt Ihr Vater, wenn Sie halbnackt vor der Kamera rumturnen?

Popovic: Mein Vater denkt relativ modern. Nach einem freizügigen Shooting fragte ich ihn, ob das zu viel ist, wenn ich es auf Instagram poste. Er sagte, es sei halt Teil der Branche, eine Kunst. Sie stehen beide voll hinter mir.

Weltwoche: Wohin soll Ihr Weg führen?

Popovic: Ich träumte von Victoria's Secret. Dafür hätte ich abgenommen, so viel wie möglich, dazu endlos trainiert. Leider ging das Label Konkurs. Jetzt träume ich von grossen Kampagnen, von Versace und so.

Weltwoche: Was käme dafür nie in Frage? Wo liegt Ihre rote Linie?

Popovic: Wenn ich merke, dass ich psychisch krank werde; wenn mich die Leute, die ich täglich um mich habe, kaputt machen und ich nicht mehr ich selber bin. Wenn ich nicht mehr glücklich bin, wäre das ein Grund, um aufzuhören.

Weltwoche: Und, sind Sie glücklich?

Popovic: Ja.

Bitte ja keinen neuen Sex!

Herr und Frau Schweizer möchten, dass mehr über Sex geredet wird – und vergessen dabei den Sex.



Die Freunde Danny und Karl, beide um die 38 Jahre alt, spielen in ihrer Freizeit ein Kung-Fu-Video game, jeder bei sich zu Hause. Bei dem Spiel ist ein Virtual-Reality-Chip an ihrem Kopf befestigt, der sie die ultimative Sinneserfahrung machen lässt: Sie können fühlen, was ihre Spielfigur fühlt. Während Danny als Kung-Fu-Kämpfer spielt, zockt Karl als weiblicher Avatar und empfindet die körperliche Virtual-Reality-Erfahrung im anderen Geschlecht wie eine echte Wirklichkeit. Im Lauf der Spiele kommen sich die Figuren sexuell näher, aus dem Kampf wird ein Rollenspiel mit intensiven erotischen Begegnungen. Die Freunde sind über ihre neuentdeckte sexuelle Lust erschrocken, irritiert, denn in der realen Welt stehen sie auf Frauen.

Das ist eine kleine Zusammenfassung der Folge «Striking Vipers» aus der bekannten Sci-Fi-Serie «Black Mirror» auf Netflix – und sie geht unter die Haut. Zwei Menschen, die durch ein Erlebnis in der virtuellen Realität gezwungen sind, sich plötzlich vertieft mit der eigenen Sexualität auseinanderzusetzen: Die Geschichten bei «Black Mirror», die die Auswirkungen von supermoderner Technik auf die Gesellschaft aufzeigen, spielen zwar in der Zukunft, aber so wahnsinnig realitätsfern sind sie nicht.

Dank Technikfortschritt experimentiert die Pornoindustrie schon seit einigen Jahren mit neuen Erlebnisangeboten. Man setzt etwa auf Virtual-Reality-Pornos, mit denen Filme vom Blickwinkel der Darsteller aus gedreht werden. Der Konsument hat dabei eine Virtual-Reality-Brille auf. Mittels des 360-Grad-Blickwinkels kann er sich im ganzen Raum umblicken, das beschert ihm das Gefühl, er sehe dem Schäferstündchen aus nächster Nähe und in Echtzeit zu. In nicht allzu ferner Zukunft wird es wohl möglich sein, mit Hilfe von Virtual-Reality-Technik und entsprechenden Sensoren sexual-

le Episoden sogar aktiv mitzuerleben. Die Diskussionen, zu denen das unter Paaren führen wird, möchte ich mir ja nicht ausmalen.

Man ist geneigt, zu denken, dass Leute offen sind für diese neuen Möglichkeiten. Sexualität ist, soweit ich das beobachte, kein Tabuthema mehr. Weder im Privaten noch in der Öffentlichkeit. Der Trend geht schon lange weg vom Totschweigen der Erotik hin zur fortwährenden Fixierung auf Sexualität und sexuelle Identitäten, auch wenn uns Medien weismachen wollen, über Sexualität zu sprechen, sei noch immer gesellschaftlich verpönt. Unzählige Artikel über weibliche Sexualität, Ratgeber, die offene Beziehungskonstellationen promoten, oder Berichte über Workshops fürs Vulvenmalen beweisen das Gegenteil. Erotik wird heute definitiv nicht mehr, wie religionsbedingt viele Jahrhunderte zuvor, mit Schuld verbunden (bei der man danach zur Beichte rennen musste).

Offenbar sehen das einige anders. «58 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer finden, dass wir als Gesellschaft anders über Sexualität sprechen sollten», so eine aktuelle Studie des Sanitas Health Forecast. Unter «anders» verstehe ich freimütiger, unverkrampfter, positiver.

Grundsätzlich gehört es zum guten Ton im 21. Jahrhundert, gegenüber allem Möglichen Offenheit zu demonstrieren. Offenheit ist cool, alles andere verklemmt und vorgestrig. Etwas Skepsis ist jedoch angebracht. Sexualität soll in der Gesellschaft gewiss nicht tabuisiert werden, auch ist es wichtig, mit dem Partner über seine Bedürfnisse zu sprechen. Und wer eine Schwäche dafür hat, sich diesbezüglich öffentlich mitzuteilen, der soll das tun (dürfen). Dennoch: Gewisse persönliche, intime Angelegenheiten können ja auch mal im Priva-

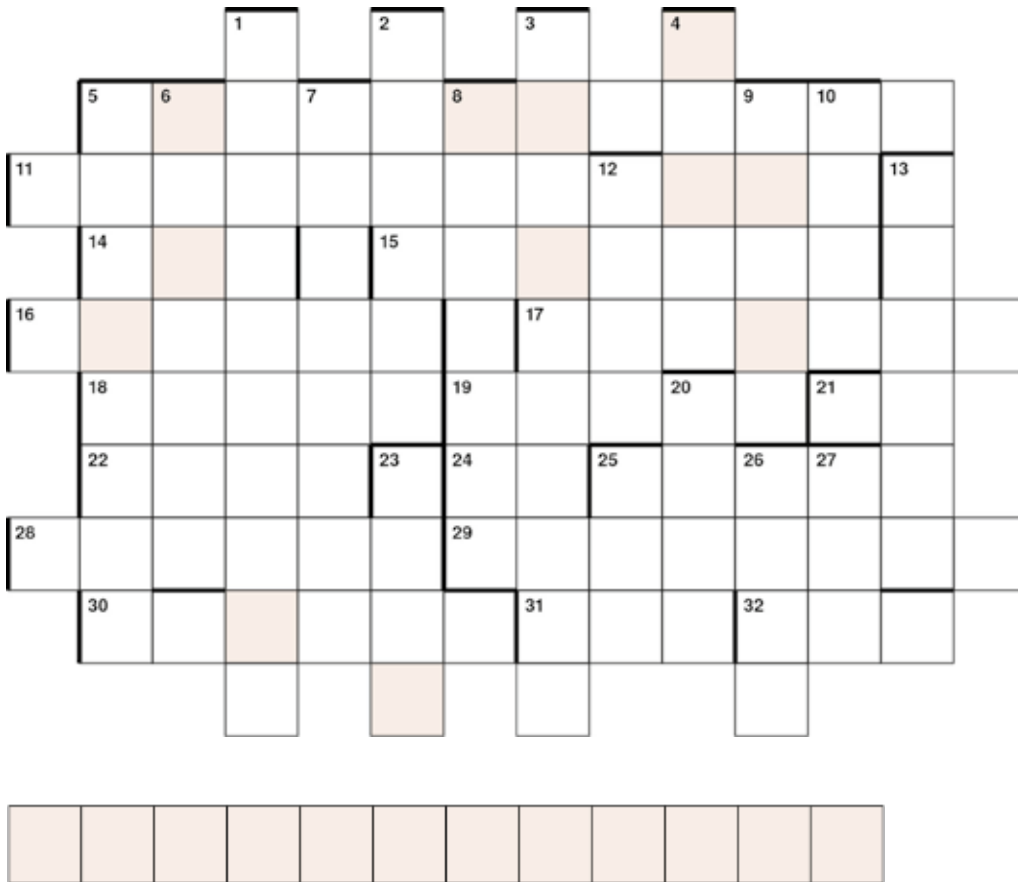
ten belassen werden, oder nicht? Warum muss man «als Gesellschaft» immer über alles sprechen? Wie hilft es Menschen konkret bei ihrer eigenen Sexualität, wenn sie wissen, was andere in ihren Schlafzimmern tun und mit wem? Interessiert es sie überhaupt?

«Die eigene Sexualität wird nicht mehr versteckt, sondern stolz zur Schau gestellt. Sie ist heute Teil des individuellen Lifestyles», heisst es im neuen Sanitas Health Forecast weiter. «Was bei alledem auf der Strecke bleibt, ist der Sex selbst.» Herr und Frau Schweizer wünschen sich zwar knapp zehnmal pro Monat Sex, haben ihn aber laut Umfragen nur halb so oft. Auch beurteilen sie neue Entwicklungen im sexuellen Bereich eher negativ. Eine Mehrheit der befragten Schweizer steht Trends wie der Virtual-Reality-Pornografie «skeptisch bis ablehnend» gegenüber.

Interessant ist das, weil offenbar der Wunsch nach Veränderung besteht, nach einem positiven Diskurs über Bedürfnisse und Lust. Wenn es dann aber konkret darum geht, neue Trends auszuprobieren, ist man wenig bereit, etwas Ungewohntes stattfinden zu lassen. Entweder sieht man den Nutzen nicht, oder man fühlt sich dabei unbehaglich.

Das ist überhaupt nichts Negatives. Mein Eindruck ist aber, dass die permanente Fixierung auf Sexualität, die Diskussionen, Blogs und Dokus rund ums Thema wenig Impact haben und eher keine positiven sexuellen Entwicklungen bewirken. Wie lautet doch ein verlässliches Naturgesetz: Je mehr man über etwas spricht, desto mehr redet man es kaputt. Dann also besser einfach mal die Virtual-Reality-Brille aufsetzen und im Nachgang ausgeprägt schweigen.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli



Lösungswort — Gopferdecku?

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **5** Hat die eine Mannschaft fünf (Narren) und die andere zwei (Deppen), ist sie drei. **11** Bleiben – um Himmels willen! – ewig ledig. **14** Der Rentner war, mit Moto, Lederdress und frisch geföhntem Haar, Enkel Waldemars ausgeflippter Opa-pa. **15** Heftige Inflammation der hüftigen Dünndarmsektion. **16** Eine Note mit vortäuschender Note. **17** Zum Beispiel, wie in Akt Vier zu sehen, bereit, Bindungen einzugehen. **18** Der Mann, ein Hermann, haderte hinter dem hadernden Harry Haller. **19** Etwa in etwa und annähernd rund. **21** Mit, nicht im, Anschluss an 32 Waagrecht ... **22** Wulstig wohlbeliebte Weizenwürmer aus der Toskana. **24** Wer das hört, denkt, dass, wer das sagt, denkt. **25** Dabei bleiben mindestens zwei Spielstubenkuben nach dem Fliegen auf der selben Seite liegen. **28** Das gezielte Herzerweichen soll ein Publikum erreichen. **29** Der Clinton aus den Western von gestern. **30** Dieser unterdrückte Unterstützer ist buchstäblich einer unter Dreien. **31** Nicht unbedingt unerwartet aufgekreuzter Ton. **32** ... ein Anschluss oder genauer ein alter AV-Standardstecker-EN-Steckerstandard.

Senkrecht — **1** Aus- und eingehen, aus- und ablaufen oder abflauen. **2** Gesöff à la Pipi des besoffenen bæuf. **3** Ist's nicht The Phantom of the Retina, dann will ich es nicht sehen. **4** Arch-Monarch Minos und sein monströses Mensch-Stier-Tier lebten hier. **5** Kapazitative Mausalternative, am Anfang mit Anklang. **6** Ausgesprochen eintönige Wortpartie einer ausgemachten Idiotie. **7** Elementaroperation oder Militärformation. **8** Wer solche Freunde hat, braucht keine Feinde mehr. **9** Propaganda marsch! So heisst das kleine Blümelein auf der Heide sowie das kleine Mägdelein in der Heimat. **10** Legt einer sich ein Ei darei(n), macht er sich zum Horst. **12** Das war in Ecuador immer schon am Tag zuvor. **13** In diesem Thriller, ein solcher, ist der Killer, ein solcher, Mutter und Sohn in einer Person. **20** Webbers weltbekanntes «Miausical». **23** Was man ihn auch fragt, die Frage wird bejaht. **25** Die griechische Gabel steckt oben drein bei 13 Senkrecht senkrecht im Gitter. **26** Satirisch wichtigtuerische Ausstrahlung gefällig? **27** Wie ging noch mal das Proverb: Quod non videt oculus, was non dolet?

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 723



Waagrecht — **5** DECHIFFRIERT: Playfair-Verschlüsselung mit Schlüssel «LOESUNG» **11** [WOCHEN][TOELPEL]: Mumps **14** WHO: Weltgesundheitsorganisation **15** [ED][MUND] Sackbauer: aus der Fernsehserie «Ein echter Wiener geht nicht unter» **17** HIV **18** ANNEXION **19** IAAP: niederl. Diminutiv von Jacob **20** (Fishing) LURES: engl. Kunstköder **21** DANKBAR **22** SONE **23** KLUBHAUS **25** (BI)AGIEREN **27** Die ATZE ist auf «Berlinerisch» der grosse Bruder. **29** ADAPTER **30** ILL[EGAL]

Senkrecht — **1** (Gesalzene/Saftige) RECHNUNG **2** S[HE]: engl. sie (he = er) **3** Unverhofft kommt OFT. **4** BILDINHALT **5** DOWNLOAD **6** CHOERE: Aeiou-nsembles = Vokale-nsembles **7** INDISKRET **8** FOUNDER: engl. gründen und konjugierte Formen von finden **9** RENTABEL: Anagramm von «Talreben» **10** REHAB: Song von Amy Winehouse **12** PLAKATE **13** LIPASE: Fette spaltendes Enzym **15** EXEGET **16** MOGLER: Schmu = Mogelei **24** UNIX: Urbetriebssystem **26** IPA: India Pale Ale (Bier) **28** ZGB: Zivilgesetzbuch

Lösungswort — ORCHIDEEN

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

Elegance is an attitude

Simon Baker
Simon Baker

LONGINES



The Longines
Legend Diver Watch